17/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Über uns die Kosmonauten

FW-Reporter erlebten hautnah die Landung in der kasachischen Steppe

Fund im Hühnerhof

Neuer Wirkstoff für medizinische Diagnostik

Handgemaltes aus Gshel

Jahrhundertealte Tradition wird gepflegt

★ Inhalt

★ Im Blickpunkt

Wirtschaft
560 Meter unter Tage im Kusbass. FREIE WELT im Gespräch mit sibirischen Kohlekumpeln **Seite 4**

SR Vietnam
FREIE WELT-Reporter an der Pagode von Vung Tau **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Der 13. August 1961 **Seite 16**

Sport
Ein Mann und seine vielen Frauen **Seite 18**

Wissenschaft
Die Dressur des Schimmelpilzes **Seite 20**

Tourismus-Ratgeber
Neue Reiserouten zwischen Brest und Nachodka **Seite 24**

Serie
Erinnerungen eines Arktisforschers **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Der Strohhalm **Seite 28**

Literatur
Die Neugier eine Tugend – Ein Beitrag zum 75. Geburtstag von Erwin Strittmatter **Seite 30**

Erzählung
Leonid Andrejew: Die Sturmglocke **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab" **Seite 40**

Rätsel des Jahrhunderts
Der Schneemensch: Hirngespinst oder reale Erscheinung? **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Bildreportage
In der Kinderstube der Eisbären **Seite 46**

Kosmos
Wiedersehen in Kasachstan – FREIE WELT-Reporter erlebten eine Raumschiffandung und trafen dabei überraschend einen alten Bekannten **Seite 50**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte im sowjetischen Gshel die Porzellanmalerin Tatjana Dunaschewa

Redaktionsschluß für dieses Heft: **10. 8. 1987**

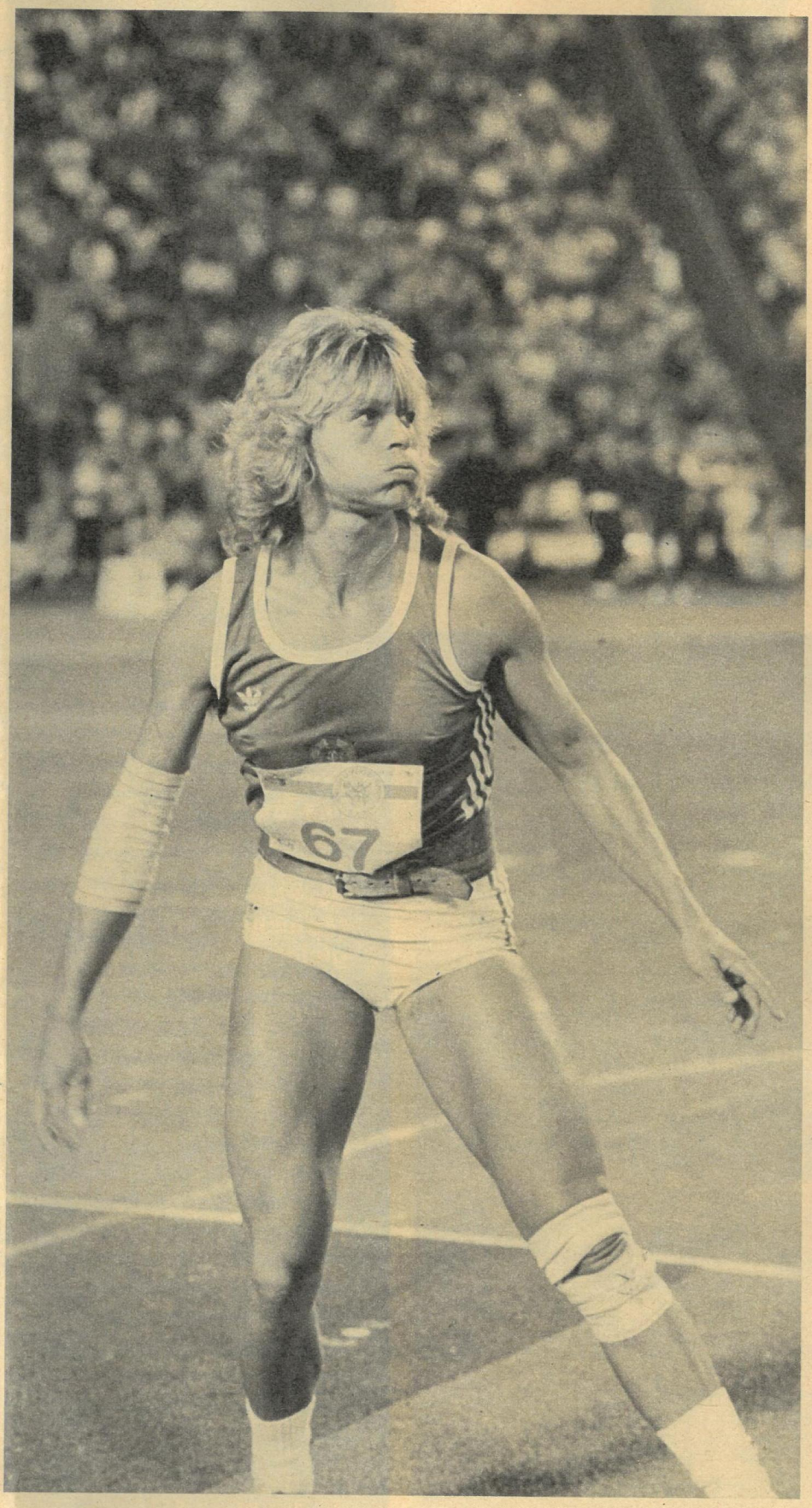
7-8-9-0-Klasse!

78,90 – Weltrekord mit dem Frauenspeer. Als dies am 29. Juli abends um 20.47 Uhr im Leipziger Zentralstadion geschah, intonierten ein paar Pfiffikusse unter den siebzigtausend Zuschauern im Handumdrehen den synonymischen Sprechchor: 7 – 8 – 9 – 0 – Klasse!

Autorin dieses gewaltigen Wurfes bis weit hinter die nach wie vor Weltklasse kennzeichnende 70-m-Marke war Petra Felke. Gravitätischer hätte die Jenaerin aus Saalfeld ihren 28. Geburtstag nicht einläuten können. Zumal in Jubelsturm und Ehrenrunde hinein Europas Föderations-Präsident Sir Arthur Gold ihr auch noch ein märchenhaftes Kompliment machte: „Die nicht idealen äußeren Bedingungen als Punktaufschlag für Petra, und wir haben soeben den ersten 80-m-Wurf der Leichtathletik-Geschichte gesehen."

Daß sie nicht daran dachte, an diesem Abend Weltrekord – und dazu noch einen solchen! – zu werfen, wird schon wahr sein. Gleichwohl war das ihre Stunde: Unverwechselbare Sportfestatmosphäre, siebzigtausend frohgestimmte Leute, die vom Sport etwas verstanden - und eben Abend – „denn am Abend werde ich mobil". Irgendwie hat sie bekannt, sie sei ein Morgenmuffel.

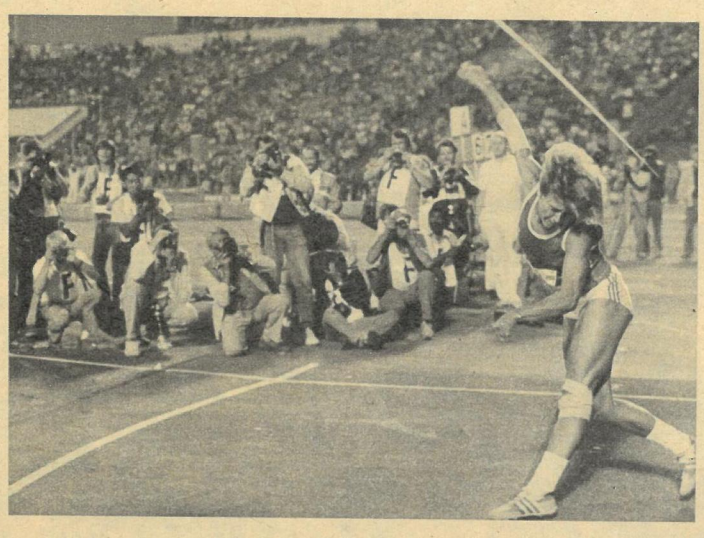
Nun wird sich die hübsche Blondine, die vor zwei Jahren bereits als erste über die 75 Meter gekommen war, wieder einmal die Frage gefallen lassen müssen: Wie



ist das nun mit der 80? „Von den fehlenden 1,10 Metern muß jetzt um jeden Zentimeter gekämpft werden. Dorthin zu kommen ist nicht einfach. Vernünftiger ist zu sagen: Wir wollen dabeisein, wenn es um den ‚Achtziger' geht, und wissen jetzt schon besser, wie ein solcher Wurf einmal aussehen müßte."

Als Petra Felke geboren wurde, begann gerade die große Zeit der Elvira Osolina. Sie ging noch nicht zur Schule, als Jelena Gortschakowa in der olympischen Qualifikation von Tokio '64 als erste die 60-m-Marke bezwang. Sie wurde Spartakiadesiegerin inmitten einer Zeit, da sich eine Ruth Fuchs aufmachte, mit jeweils zwei Olympia- und Europameisterschaftssiegen sowie sechs Weltrekorden bis vier Zentimeter vor der 70-m-Grenze der Inbegriff des Speerwerfens zu werden. Und von i h r e m Tag träumend, sonnte sich Petra in der Trainingspartnerschaft von Ruth Fuchs und Karl Hellmann, als Tatjana Berjulina die Ära der 70-m-Würfe einleitete.

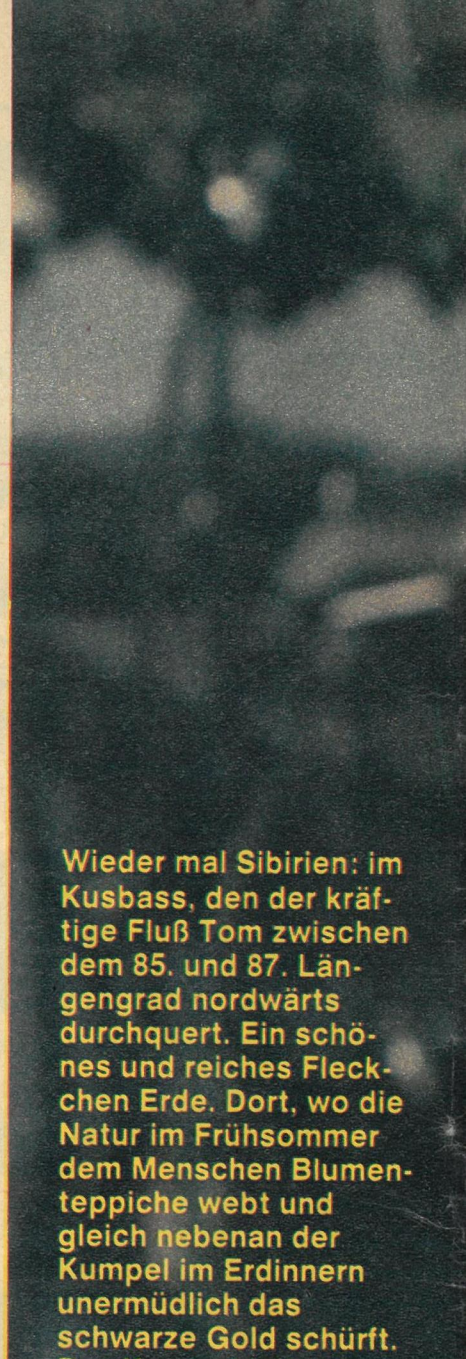
Wenn wieder einmal, und damit muß man ja rechnen, Petra Felke Weltrekord



wirft, wird der Erfolgstrainer Hellmann einen ausgeben müssen. Dann ist nämlich ein Jubiläum fällig: Der zehnte Weltrekord eines seiner Schützlinge. Ein halbes Dutzend für Ruth Fuchs, bis jetzt drei für Petra – denn sie hat im Juni 1985 in ein und demselben Wettbewerb gleich zwei Weltrekorde markiert. Das ist ebenso Raritätenkabinett wie der allemal vergängliche Schnapszahl-Schlachtruf 7 – 8 – 9 – 0 – Klasse!

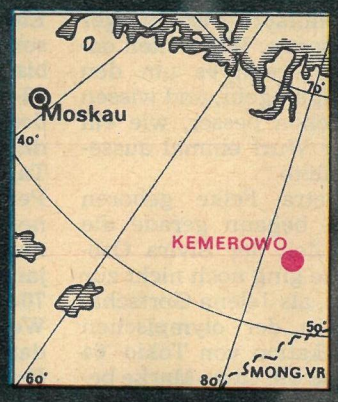
Hans Richard Vollbrecht (Text),
Wolfgang Behrendt (Fotos)

IM TAL DER KOHLE



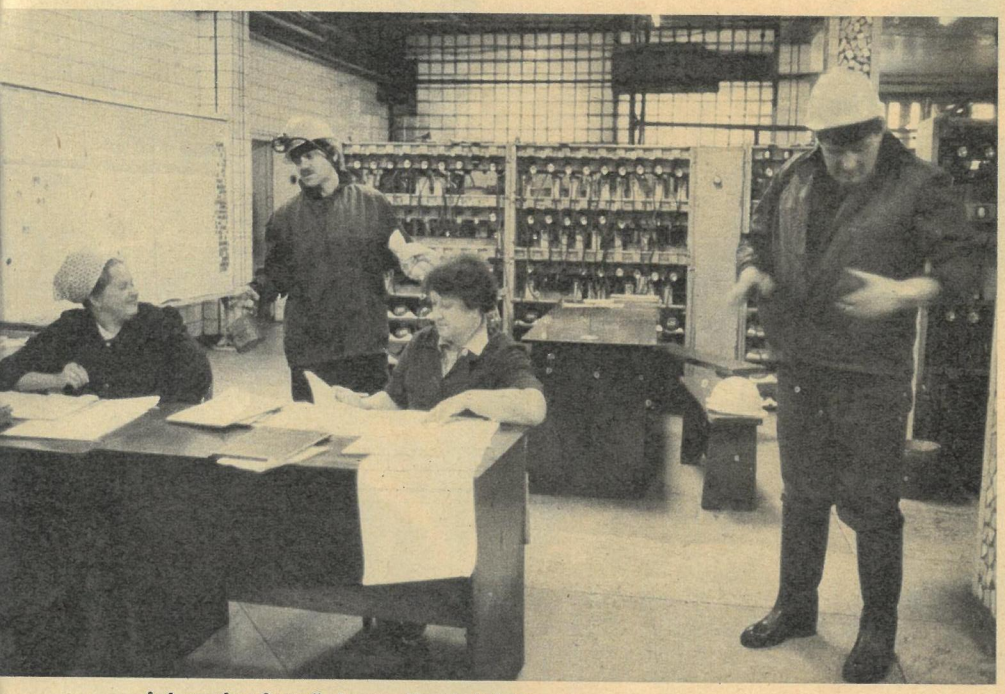
Wieder mal Sibirien: im Kusbass, den der kräftige Fluß Tom zwischen dem 85. und 87. Längengrad nordwärts durchquert. Ein schönes und reiches Fleckchen Erde. Dort, wo die Natur im Frühsommer dem Menschen Blumenteppiche webt und gleich nebenan der Kumpel im Erdinnern unermüdlich das schwarze Gold schürft. Das Kusnezbecken – heute zweitgrößte Kohleversorgungsbasis der Sowjetunion.
FREIE WELT besuchte die Bergarbeiterstadt Osinniki, fuhr mit Boris Starunow (unser Bild) in die Grube „Kapitalnaja" ein und erkundete, wie die sibirischen Bergleute heute arbeiten und leben.

Ein Beitrag von Wolfgang Scheel (Text) und Detlef Christel (Fotos), mit freundlicher Unterstützung unserer Kollegen von „Ogonjok".



Im Tal der Kohle

Nach planmäßiger Landung mit der TU 154 in der Gebietshauptstadt Kemerowo – von Berlin fünfeinhalbtausend Flugkilometer entfernt – legen wir die letzten 300 Kilometer nach Osinniki, der Bergarbeiterstadt am Espenwald, im guten alten Wolga zurück. Quer durch den Kusbass, vorbei an weitläufigen Feldern und saftigen Wiesen, an buntgescheckten Kuhherden und modernen Mastanlagen, an hölzernen Dörfern und in Blockbauweise gewachsenen Städten. Auch wenn man es nicht wüßte, die uns ständig begleitenden, am Horizont weithin sichtbaren Fördertürme und Tagebaulandschaften mit ihren dunklen Halden machen deutlich: der wertvollste Rohstoff dieses Gebietes ist die Kohle, hochwertige Energie- und Kokskohle. Wir passieren das Großkraftwerk Belowo. Hier hat man schon längere Zeit den Kohlenrohrleitungstransport erprobt. Der hydraulisch gewonnene Brennstoff wird als konzentrierte Wasser-Kohle-Suspension* von untertage durch ein kilometerlanges Rohr ins Kraftwerk gepumpt und dort direkt verheizt. Der Gewinn: erleichterter Abbau mittels modernster Technik, vor allem aber Einsparung des aufwendigen Kohletransports per Schiene. Allerdings hat man diese Methode noch nicht verbreitet angewandt, der XXVII. Parteitag der KPdSU machte kritisch darauf aufmerksam.



**Ist an der Ausrüstung alles intakt?
An diesem Tisch wird jeder kontrolliert, der einfahren will.**

Eine Stadt zieht um

In der Kohlestadt Prokopjewsk, hier sind die Schächte inzwischen bis dicht an die Wohnhäuser herangerückt, machen wir eine Kwass-Pause und erfahren dabei, daß ein Teil der Stadt, die 60 Jährchen auf dem Buckel hat, demnächst umziehen muß. Ein neues Wohngebiet ist dafür bereits im Bau. Die Steinkohle hat eben Priorität. Auch in einem Land, das von 11 Billionen Tonnen geschätzter geologischer Weltvorräte an Kohle weit mehr als die Hälfte (davon allein 5 Billionen t Steinkohle) auf seinem Territorium vereint. Auch im Kusbass, dem man 725 Milliarden Tonnen Vorräte zuschreibt, von denen bisher ganze drei Milliarden gehoben wurden. Doch nicht überall sind die Abbaubedingungen gleich günstig. Es gibt Tagebaue mit Flözen bis zu 20 Meter Mächtigkeit, und es gibt Schächte, wo die Kumpel bei schwierigen geologischen Verhältnissen viele hundert Meter im Berg die Kohle von Meterstärke freilegen. Es muß also genau überlegt werden, was für die Volkswirtschaft und für den Menschen rentabler wird: eine Stadt neu bauen oder auf ein trächtiges Kohlerevier verzichten. Mögen die Verantwortlichen für Prokopjewsk perspektivisch gerechnet haben.

Kurz vor Nowokusnezk, der Metallurgiemetrople des Gebiets, versperrt uns eine Bahnschranke längere Zeit den Weg. Ein endlos langer Kohlenzug kreuzt am elektrischen Draht die Straße: die heizkräftige Kusbass-Kohle auf ihrem Weg durch den Ural nach Europa. Das Donezbecken und die Brennstoffindustrie um Moskau können den wachsenden Bedarf der Volkswirtschaft des Landeszentrums aus eigenem Aufkommen nicht mehr decken. Und die Selbstkosten der Kusnezker Kohle liegen trotz ihres langen Transportweges schon heute vier bis fünf Rubel pro Tonne niedriger als die berühmte Donez-Kohle. Das Problem bleibt dennoch der Transport. Laut Plan werden 1990 über 60 Prozent aller Kohle in den östlichen Gebieten der UdSSR gefördert (rund 500 Mio. t), während vier Fünftel aller Energie im europäischen Teil des Landes verbraucht werden. Auf die Eisenbahn allein kann man da nicht setzen. Neu entstehende Kraftwerke in den sibirischen Energiekomplexen, leistungsstarke Fernübertragungsleitungen und eben der Rohrleitungstransport sind vorgesehene Alternativen.

Unser Wolga aber rollt inzwischen an den ersten Siedlungen von Osinniki vorbei, bunte Holzhäuschen, die freundlich vom Hang hinunter zur Straße grüßen, die durchs Tal der Kohle führt, direkt bis vor die Tür der Grube „Kapitalnaja".

560 Meter im Berg

Wir fahren mit der Frühschicht ein, quasi dem Brigadier Starunow hinterher. Der hat, wie üblich, ein paar Körbe Vorsprung, um nach den Männern der Nachtschicht zu sehen. Ich gebe zu, heldisch fühle ich mich momentan gerade nicht, obwohl das sympathische Muttchen in der Waschkaue sich emsig gemüht hatte, bis meine Bergkleidung einigermaßen exakt saß und vor allem die Lampe und die Schutzmaske funktionierten. Wenn's darauf ankäme! Unten auf der Sohle dann, 560 Meter im Berg, wo es einen regelmäßigen Zugverkehr zu den einzelnen Förderabschnitten gibt, können Detlef und ich schon wieder einen derben Witz unserer Begleiter belächeln. Wir nehmen den eisernen Expreß zum Revier 11 – Starunows Reich. Die letzten Meter geht's zu Fuß weiter. Vorneweg der stellvertretende Cheftechnologe Alexander Frank. So lange der mit seinen 1,90 m aufrecht ausschreiten kann, haben wir erst recht Platz. Unvermittelt ändert sich das aber, wir sind vor Ort, an der Kohle. Wo sich der gezahnte silbrige Schneckenkopf der Kombine in das schwarze Flöz frißt, hat man bis zur stählernen Abstützung der Decke nur noch einen knappen Meter Platz. Und da die Kombine wegen einer Reparatur an der Transportkette gerade eine Pause einlegt, müssen wir – Herzklopfen kostenlos – gute hundert Meter weit und halb kriechend hinter Alexander her, um auf der anderen Seite Starunow zu treffen. Der ist in Aktion, drückt aufs Tempo, redet mit den Mechanikern der Reparaturkolonne, begutachtet selbst die Fehlerquelle, beordert seinen besten Maschinisten her. Energisch seine Stimme und Bewegungen – aber alles ohne Hektik. Im Schein unserer Grubenlampen wirkt es gar so, als würde in seinen wasserblauen Augen mitunter der Schalk aufblitzen.

Das also ist Boris Starunow, 49 Jahre alt, seit 32 Jahren im Schacht. Im Jahr 1986 hat er mit seiner Brigade erstmals eine Million Tonnen Kohle gefördert. Eine Million – das sind 500 Kohlezüge à 30 Waggons. Auf jeden der 230 Brigademitglieder kommen somit gute zwei Züge. Und das unter schwierigen Bedingungen: Das Flöz war teilweise bis zu zwölf Prozent mit Kies durchsetzt.

Am 26. April dieses Jahre stellten die Starunows einen neuen Unions-Tagesrekord auf: 6441 Tonnen!

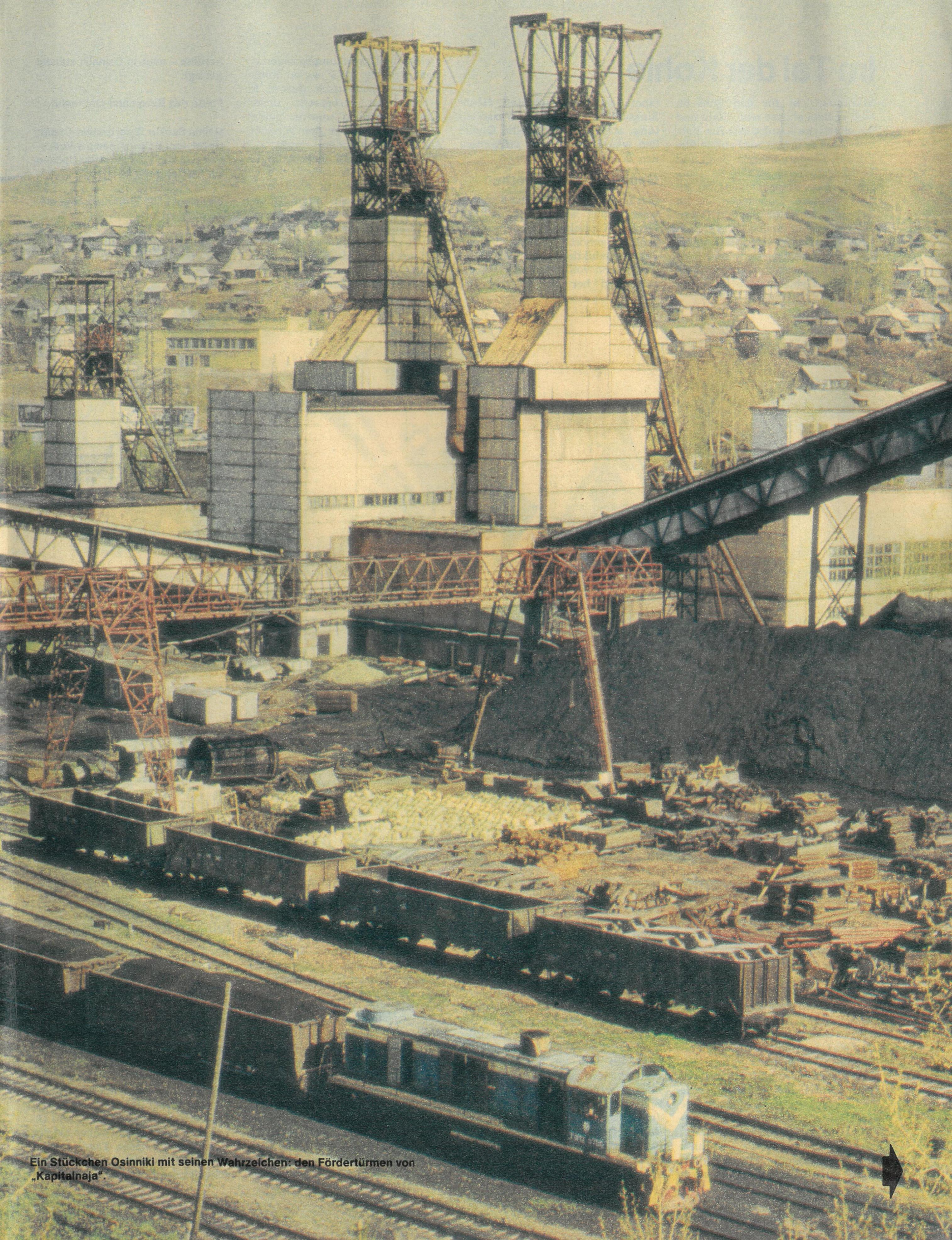
Starunow – ein Rekordjäger also, einer, der in die Schlagzeilen will? Er lächelt ob unserer Naivität. „Im Berg muß man alles gründlich bedenken, bevor man handelt. Wir haben aber erstens eine zuverlässige Kombine, die in jeder Schicht 900 bis 1000 Tonnen schaffen kann, und zweitens ein versiertes Kollektiv. Rekorde muß man dennoch sorgfältig organisieren, jeder einzelne muß vom Vorhaben überzeugt werden. Denn zuallererst wollen wir Reserven aufdecken für den Schichtalltag – in der Technik, in der Arbeitsorganisation und in der Transportkette. Die ganze Grube soll davon profitieren." Er will uns weiter aufklären, bekommt aber ein Zeichen. Die Reparatur ist beendet. Die Kombine heult auf, gleich wird sie ihre Zähne knirschend in das Mineral stoßen. Wir würden dabei nur stören…

Die Sache mit der Quelle

Auf dem Weg nach oben und unter der Dusche erfahren wir vom Cheftechnologen und dem Revierleiter etwas über den Charakter Starunows. Seit über zwanzig Jahren Brigadier und dabei immer ein schöpferisch Suchender geblieben. Auf seine Art beharrlich, aber nie laut. „Laßt uns nachdenken", sein Schlüsselwort, bevor er eine neue Sache anpackt. Und er sagt „uns" und meint damit das ganze Kollektiv. Als sie eine neue Kombine einführten und die gelieferte Stützvorrichtung für die Stärke ihrer Kohleschicht nicht ausreichte, erknobelten die Starunows in vielen, vielen Stunden eine eigene Lösung. Die Konstrukteure waren verblüfft und klopften Starunow anerkennend auf die Schulter. „Toll, was du geschafft hast, die technischen Möglichkeiten der Stütze praktisch verdoppelt." Darauf der Brigadier: „Das war nicht ich, das waren wir! Daß manche nicht begreifen, daß einer allein nichts vermag."

Die Technik hat es Boris Starunow angetan, damit die Arbeit im Berg leichter und für junge Leute interessanter wird. Schon Brigadier, absolvierte er das Montan-Technikum, liest heute alles, was über die moderne Bergbautechnik zu haben ist. Oder er fährt los, um sie im Einsatz zu studieren und zu prüfen, ob sie im eigenen Schacht einzuführen ist. Einst fragte er seinen Dozenten Löcher in den Bauch, heute ist er ihr streitbarer Partner. Und als vor kurzem eine neue Generation von Abbauaggregaten getestet wurde, holten sie zur Urteilsfindung auch Starunow nach Moskau.

*Herstellung eines Flüssigkeits-Feststoffgemisches, in dem die Kohleteilchen fein verteilt sind



Ein Stückchen Osinniki mit seinen Wahrzeichen: den Fördertürmen von „Kapitalnaja".

Im Tal der Kohle

Starunow lebt für den Schacht, aber er liebt ebenso seine Stadt und die sibirische Landschaft. Am liebsten fährt er mit seiner Familie (die Frau ist Kindergärtnerin, Sohn und Tochter studieren, er Flugzeugbau, sie Bergbauwesen) hinaus zu einem Waldsee. Dort leben sie im Zelt, mit der Natur und den Tieren des Waldes auf du und du. Auf dem XXVII. Parteitag vertrat Starunow die Bergarbeiter, und seit vier Wahlperioden vertritt er die Osinnikier im Gebietssowjet. Er sorgte einmal mit den Bauleuten. Heute funktioniert längst die Wasserleitung, aber auch die kleine Quelle lädt weiterhin ein zum erfrischenden Trunk…

Genauer rechnen lernen

Seit unserer Fahrt durchs Kemerowoer Gebiet wissen wir, daß die Grube „Kapitalnaja“ weder zu den größten gehört (3,5 Mio. Tonnen Jahresproduktion), noch eine Spitzenposition von ihrem Mechanisierungsgrad her im Kusbass einnimmt. Aber die Entwicklung des Schachtes, seine Produktivität bestimmen maßgeblich den Lebensrhythmus einer ganzen Stadt, des 107 000 Einwohner zählenden Osinniki.

Wie stellt ihr euch nun den höheren Aufgaben, wie sie der XXVII. Parteitag der KPdSU fordert? Unsere Frage ist an den Grubendirektor Daniil Nikitin (53 Jahre, seit ’80 Direktor), an den Parteisekretär Viktor Jewdokimow (39 Jahre, seit ’84 Sekretär) und an den Brigadier und Leninordenträger Boris Starunow gerichtet, mit denen wir am Spätnachmittag zusammensitzen. Ja, wie arbeiten sie heute? Da alle drei in Osinniki zu Hause und in der Grube groß geworden sind – als Ökonom, als Revierleiter, als Hauer – sehen sie fast deckungsgleich die Entwicklungsprobleme.

Der Direktor: „Wir waren immer bemüht, systematisch unsere Ergebnisse zu verbessern, unsere Pläne zu erfüllen, unserer Verantwortung gegenüber den Werktätigen nachzukommen, damit sich ihre Arbeits- und Lebensbedingungen ständig verbessern. Doch wir müssen unsere Kohle noch ökonomischer gewinnen: mehr Tonnen mit weniger Aufwand. Wir setzen jetzt konsequenter die wirtschaftliche Rechnungsführung durch. Sie half uns bereits, die Kosten zur Förderung einer Tonne Kohle um 48 Kopeken zu senken. Darin steckt.

Aerobik – auch in Osinniki ständig gefragt.

Probe des Bergmann-Orchesters.

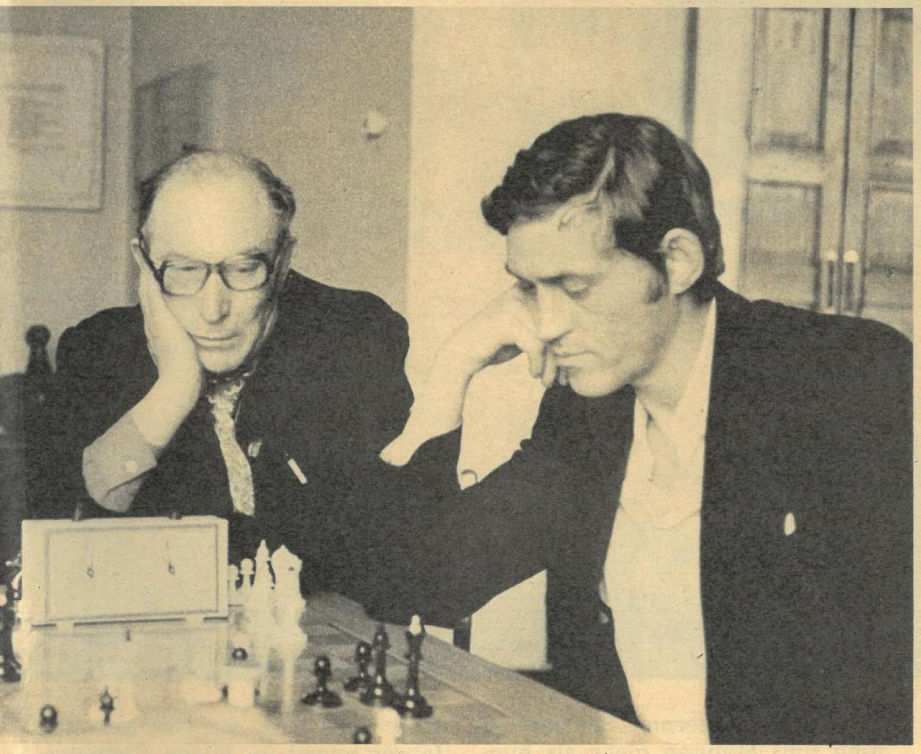
Galina Ssokur, Sportpalast-Chefin, bietet vom Schwimmen bis Volleyball zwanzig Volkssportdisziplinen zur Freizeitgestaltung an.

Wer siegt? Die Erfahrung oder die Angriffslust?

mit dafür, daß die Grube endlich ein ansprechendes Werkrestaurant bekam, er unterstützte den Bau des betriebseigenen Technikums, er setzte den Bau einer Wasserleitung in einem alten Stadtteil durch. Eine lehrreiche Sache. Kurz vor Baubeginn, die Rohre waren bereits angefahren, kamen die Wähler zu ihm und erklärten: Sie brauchten die Wasserleitung nicht mehr, kämen auch so aus! Was war los? Die Leitung war doch ihre dringende Forderung. Sie drucksten herum. Bei einer Ortsbesichtigung erkannte er sehr schnell das Problem: eine kleine gepflegte Quelle am Rande der Baustelle. Die Einwohner befürchteten plötzlich, der Bautroß mit seiner schweren Technik könnte sie zerstören. Starunow verstand seine Wähler, sprach noch die exaktere Abrechnung jedes Arbeitskollektivs, der Materialverbrauch nach Normativen, die strengere Bewertung der Qualität. Je besser uns dies gelingt, desto größer wird der Gewinn, für die Gesellschaft, für uns. Wir alle müssen genauer rechnen lernen, wie Lenin es schon lehrte.“

Der Sekretär: „Es galt und es gilt, den Mechanisierungsgrad der Grube zu verbessern. Viel zu lange hatten wir uns mit dem Preßlufthammer zufriedengegeben. Erst in den letzten Jahren konnten wir umrüsten – jetzt sind 86 Prozent der Arbeiten mechanisiert. Doch mit den Maschinen für den Vortrieb, die uns zur Kohle führen, sind wir immer noch unzufrieden. Die Qualifizierung schreiben wir ebenfalls groß, gerade die ökonomische Bildung aller Bergarbeiter. Wie können sie sonst ihre Rechte wahrnehmen, das Betriebsgeschehen aktiv beeinflussen?“

Der Brigadier: „Qualität und hohe Produktivität sichert man nur durch feste Disziplin, durchdachte Arbeitsorganisation bis zum letzten Platz, ständig neue Gedanken der Ingenieure und persönliche Meisterschaft jedes Kumpels. Zwei haben wir letztes Jahr leider aus dem Kollektiv ausschließen müssen: Ihnen war der Alkohol lieber als der Berg. Ob sie eines Tages wieder einfahren werden, darüber entscheidet das Kollektiv.“



Unsere Gesprächspartner stimmen überein: Der Kumpel soll sich im Schacht immer mehr als Hausherr fühlen, so denken und so handeln.
„Ihre Aktivität fordert natürlich auch uns heraus“, so der Direktor. Er nennt Beispiele: Draußen neben dem Kohlebunker liegt momentan ein Kohleberg von 60 000 Tonnen. Die Eisenbahn habe es nicht geschafft, die benötigten Waggons termingerecht bereitzustellen. Die Kohle wurde gefördert, kommt beim Verbraucher aber nicht pünktlich an. Ergebnis: Der Grube wurde eine Monatsprämie gestrichen! „Das schnell zu verändern, ist meine Sache gemeinsam mit dem Generaldirektor der Vereinigung.“
Das Bauen in der Stadt. Immer noch zu lange warte eine junge Familie auf ihre Wohnung, auch die Kindergartenplätze seien zu knapp. Es müssen weitere Baukapazitäten geschaffen werden. „Wir sind dabei, stärker die eigenen Kräfte zu mobilisieren, bauen jetzt gemeinsam mit der Stadt für unsere Grube ein Wohnhaus“, sagt der Parteisekretär. „Wie überhaupt unsere 1250 Kommunisten aufgefordert sind, sich an die Spitze zu stellen: bei der Rationalisierung, der Qualifizierung, bei Neuererideen.“

Ein Gläschen Birkenwasser

Ein Stadtbummel – mit dem Auto, denn Osinniki zieht sich 64 Kilometer lang durchs Tal. Eine Stadt, die stückchenweise wuchs, so wie der Bergbau hier. Beide sind inzwischen Mitte Fünfzig. Michail Wolkow, ein Leibeigener, hatte bereits 1721 im Kusbass die Kohle entdeckt. Aber bis auf ein paar Schmiedefeuer wurde in den darauffolgenden 200 Jahren damit nichts entzündet. Erst Lenins GOELRO-Plan änderte dies gründlich. Einer, der damals, 1927, ins Tal der Kohle kam, war der Jungkommunist Petuchow. Seine Erinnerungen lesen sich wie eine Mär. „Wir lebten trotz klirrendem Frost und Schneestürmen in eilig zusammengezimmerten Hütten. Mit der Ernährung stand es schlecht. Alles, was wir benötigten, mußte mit Pferdefuhrwerken rangeholt werden. Eine Eisenbahnlinie gab es nicht. Um die Transportarbeiten zu erleichtern, sägte man Stangen, beschlug sie mit Eisenstreifen und benutzte sie als Schienen. Die Kohle und das taube Gestein wurden aus dem Berg auf Schlitten heraufgeholt. Auf schräger Fläche bauten wir eine Winde, die von Pferden bewegt wurde. Und die Bewetterung machten wir mit Hilfe eines Schaufelrades und Holzrohren. Die Antriebsscheibe drehten wir per Hand. Aber nichts bremste unsere Begeisterung, taten wir es doch für uns.“ Direktor Nikitin und Boris Starunow zeigen uns das neue Technikum. Die gesamte Inneneinrichtung – moderne Lehrkabinette, Laborräume, Modelle und Anschauungstafeln – ist von den Studenten und Lehrern selbst gestaltet worden. Hier wird der Bergarbeiternachwuchs ausgebildet; vom E-Lokfahrer bis zum Kombine-Maschinisten. Und da die Technik im Berg immer mehr dominiert, gibt es inzwischen mehr Bewerber als Plätze. Die Jugend zieht es nicht mehr unbedingt in die großen Städte, um zu studieren.
Betrieb im zentralen Kulturhaus der Stadt. Die Jungen lernen tanzen, die Alten spielen Schach oder Domino. Die Akrobatikgruppe übt Salti auf dem Trampolin. Im Saal probt lauthals das Blasorchester. Ein Hallo grüßt Starunow, die Mehrheit der Bläser kommt vom Schacht. Und im Restaurant wird gerade ein Hochzeitstisch gedeckt. „Wir brauchten noch zwei solcher Klubs in den neu entstandenen Wohnvierteln“, meint Genosse Nikitin. „Und ein paar Dienstleistungseinrichtungen dazu“, ergänzt Boris Starunow. „Der Bergmann, der gutes Geld verdient, möchte sich dafür auch etwas leisten können.“ Während die verliebten Pärchen und Familien mit Kind und Kegel den warmen Frühsommerabend nutzen und in den Stadtpark pilgern, erwartet uns im Prophylaktorium der Grube ein kleiner Imbiß: ganz der Gesundheit verschrieben, mit viel sibirischen wild wachsenden Kräutern garniert, und einem Gläschen Birkenwasser pur.

★

Stunden bei den Kohlekumpeln in Sibirien, anregende Stunden…

Wenn die Bronzeglocke

Rote Weihrauchstäbchen glimmen und verströmen ihren eigenartigen Duft. Frische Blumensträuße stehen zu Füßen von Buddhastatuen, vor denen einige ältere Frauen andächtig sitzen. Der Reiseprospekt versprach nicht zuviel: Von dieser Pagode an der Felswand bietet sich eine einzigartige Aussicht über die Bucht von Vung Tau, der Hafenstadt und gleichnamigen Halbinsel im Süden Vietnams. Meereswellen branden an die weißen Strände, kleine Fischerboote fahren in langer Reihe aufs Meer hinaus.

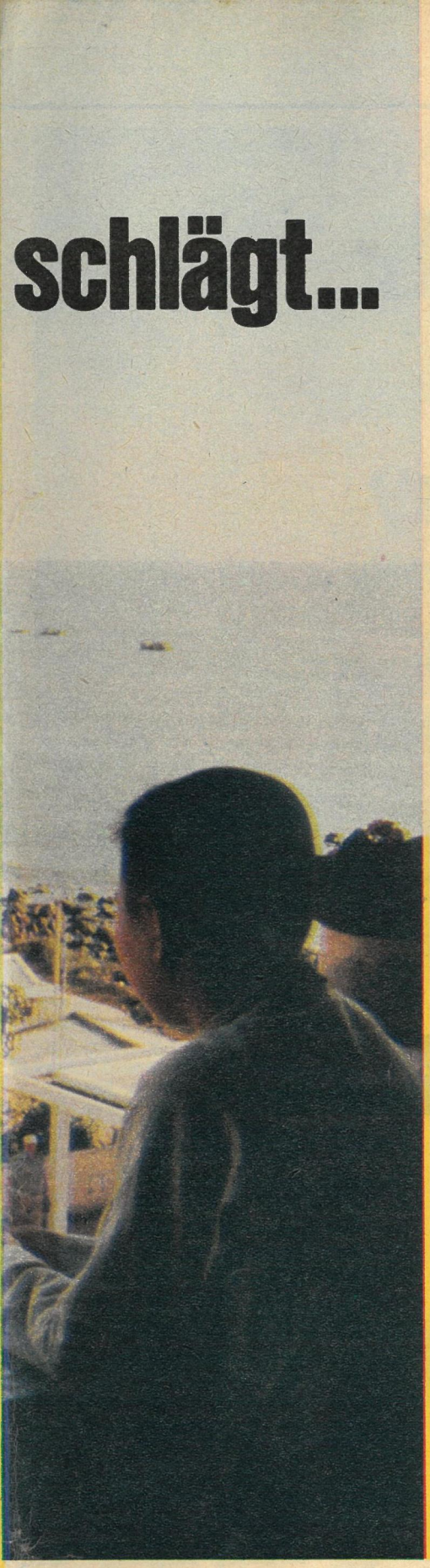
Die Pagode gehört zu den Sehenswürdigkeiten von Vung Tau, das vor allem an Wochenenden viele Ausflügler aus der Umgebung und aus dem etwa 120 Kilometer entfernten Ho-Chi-Minh-Stadt anzieht. Diese buddhistische Kultstätte kann sich nicht mit den ehrwürdigen, an alten Kulturgütern so reichen Tempeln im Norden des Landes messen. Sie ist nicht einmal ganze fünfzehn Jahre alt. Doch sie besitzt, so berichtet ein kahlgeschorener Mönch in einer safrangelben Robe nicht ohne Stolz, die größte aus Bronze gegossene Glocke Vietnams, die fast drei Meter lang ist und dreieinhalb Tonnen wiegt. Das Glockenspiel ist eine kräftezehrende und schweißtreibende Angelegenheit. Zweimal am Tage – am frühen Morgen und am Abend – entlockt ihr ein Mönch mit einem gewaltigen hölzernen Schlegel in rund fünf Minuten mehr als hundert tiefe Töne, die weit über die stille Bucht hallen.

Die Pagode, die erst Anfang der siebziger Jahre entstand, kündete damals vom Widerstand auch der buddhistischen Gläubigen gegen die amerikanische Fremdherrschaft. In ihr fanden junge Männer Zuflucht vor der Zwangsrekrutierung durch die von den USA ausgehaltene Marionettenarmee. Zuvor beherrschte die monumentale Figur des heiligen Johann mit ausgebreiteten Armen die Bucht von Vung Tau. Sie wurde auf dem höchsten Felsen der Umgebung von der französischen Kolonialmacht errichtet, die sich vor 125 Jahren zuerst im Süden Vietnams zu etablieren begann. Als Saint Jacques blickte sie zunächst auf einen französischen, dann als Holy Jack auf einen amerikanischen Marinestützpunkt…

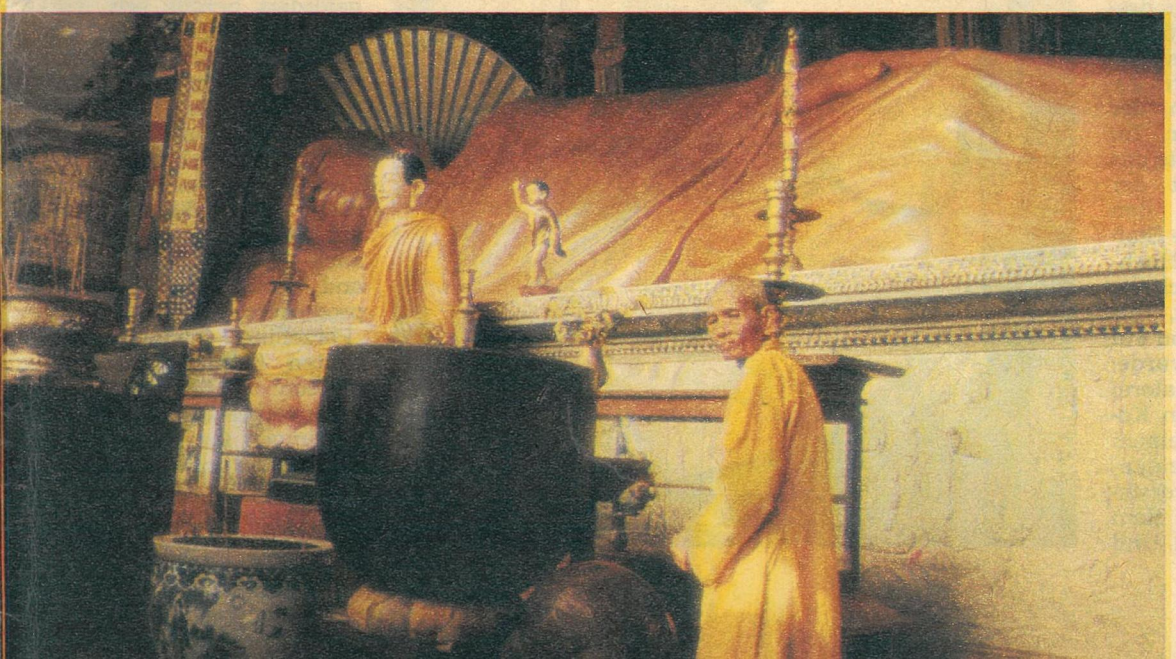
Heute jedoch verbinden die meisten Vietnamesen mit dem Namen Vung Tau die Hoffnung auf die Hebung eines kostbaren Naturschatzes. Von hier aus starteten Schiffe der vietnamesisch-sowjetischen Gesellschaft „Vietsovpetro“ mit Bohrplattformen, um das erste Erdöl vor der südvietnamesischen Küste zu fördern.

Horst Szeponik (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

schlägt...



Der Strom der Touristen und Ausflügler reißt nicht ab. Selbst Einwohner aus Ho-Chi-Minh-Stadt scheuen nicht die mehrstündige Fahrt mit dem Motorroller, Moped oder Bus. Ihr Ziel ist eine vergleichsweise noch junge Sehenswürdigkeit im Süden Vietnams. Auf der von Bergen eingerahmten Bucht von Vung Tau steht die Pagode mit der größten Bronzeglocke des Landes, deren Töne weit über die aufstrebende Hafenstadt schwingen.



● Wörtlich

Bisher haben wir noch keine wirkliche Abrüstung erreicht, wir sind gerade dabei, eine historische Chance zu bekommen. Sie liegt darin, daß im Grunde genommen Gorbatschow einen neuen Anfang gemacht hat, indem er mehr zu verschrotten anbietet als er fordert. Und dem kann man sich kaum widersetzen, selbst die nicht, die das noch so gerne möchten.

Bernt Engelmann, Schriftsteller, BRD

● Zitiert

Es ist kritikwürdig, daß wir uns nicht um die Menschen kümmern, die echte Probleme haben. Wir wenden uns von den Behinderten ab. Wir mögen keine Amerikaner mit geringem Einkommen. Wir mögen keine alten Menschen. Wir kümmern uns kaum um die schwarzen und braunen Amerikaner und die asiatischer Herkunft.

„International Herald Tribune"

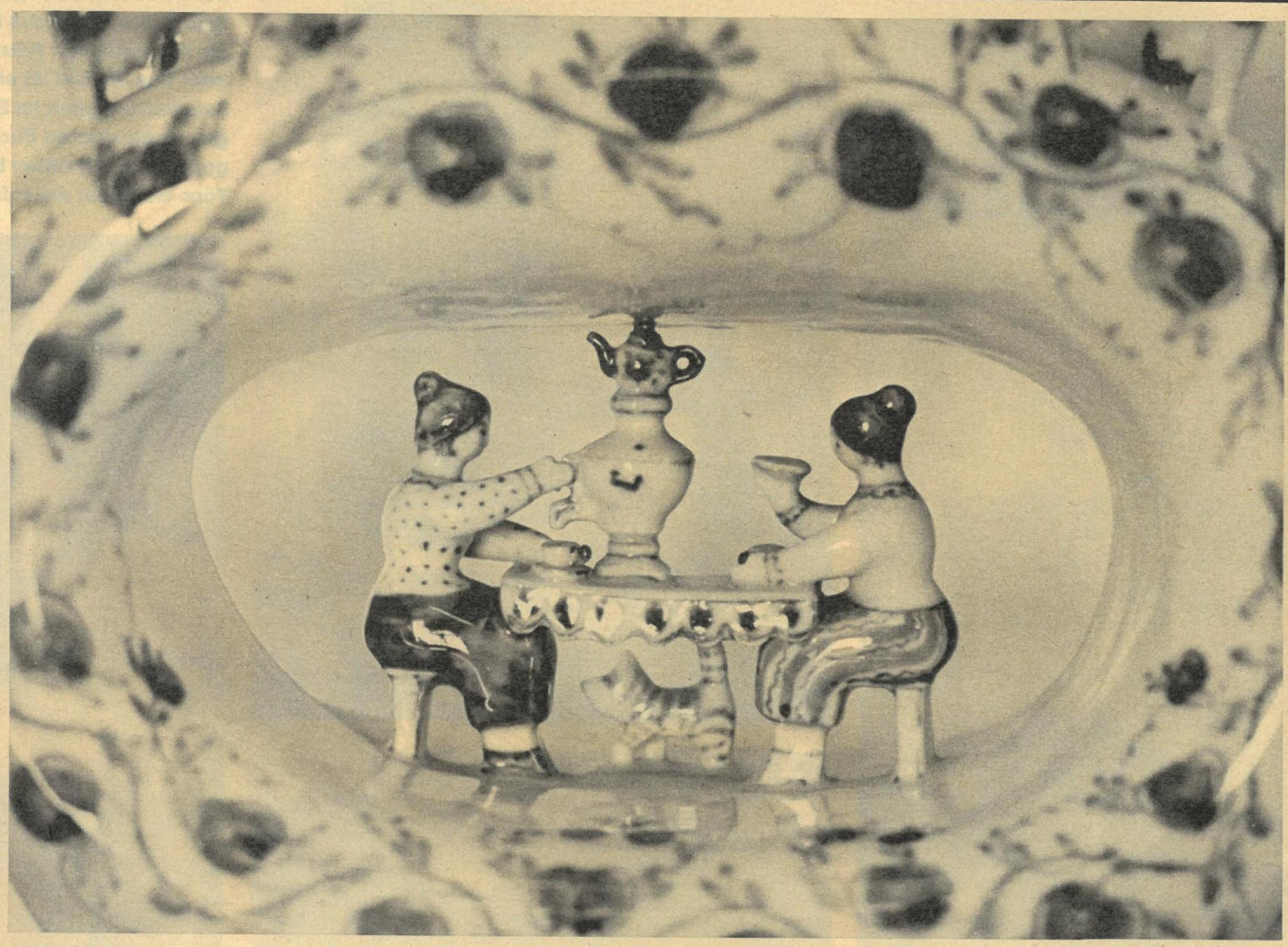
● Kurz berichtet

Ein „Zwilling" des Expreßzuges ER-200 soll ab Januar 1988 auf der Strecke Moskau–Leningrad fahren. Die über 700 Kilometer von Stadtzentrum zu Stadtzentrum bewältigt er in viereinhalb Stunden. Zehn dieser Züge werden im kommenden Fünfjahrplan gebaut.

Der größte Autotunnel Rumäniens – er unterquert fast einen Kilometer lang den Uniria-Platz in Bukarest – ist vor kurzem für den Verkehr freigegeben worden.

Die uns so vertraute Bachstelze (Motacilla alba) ist auch in Vietnam heimisch. Sie zählt zu den sieben schönsten Vögeln, die für eine spezielle Briefmarkenserie der SRV-Post ausgewählt wurden. Nach ihrer erfolgreichen Vorstellung auf der internationalen Philatelieschau „Stockholmia 86" wurden die Marken jetzt in Umlauf gebracht.

In lettischer Sprache erscheint im „Liesma"-Verlag Riga ein Sammelband der Dramen Friedrich Wolfs (1888–1953) mit einer Auflage von 30 000 Exemplaren.



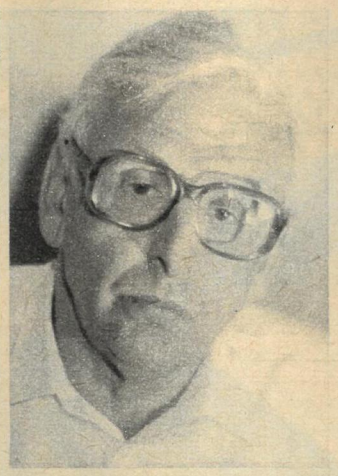
Schönheit in Blau

Gshel ist kostbar, Gshel ist rar und die Nachfrage in sowjetischen Haushalt- und Porzellangeschäften riesengroß.

Was ist Gshel? Erst einmal eine kleine Stadt, 40 Kilometer von der sowjetischen Metropole entfernt. Gshel heißt die dort beheimatete „Staatliche Produktionsvereinigung für Porzellan und Keramik". Und Gshel ist schließlich auch der Name für die meisterlich gefertigten Kannen, Krüge, Teller, Tassen und Figuren, die ihn weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt gemacht haben. Seit dem 14. Jahrhundert bereits drehen sich hier die Töpferscheiben. Gebrauchskeramik wurde aus Ton gebrannt, der ganz in der Nähe zu finden war. Im 18. Jahrhundert brachte das hochwertige Steingut der kleinen Manufaktur den Namen „Das russische Staffordshire" ein. Seine Hoch-Zeit begann schließlich im vorigen Jahrhundert, als ein Teil der Fabrikation auf Porzellan umgestellt wurde. Gsheler Unterglasurmalerei unter Verwendung von Kobaltblau wurde zu einem Begriff. Bis zu 30 Blaunuancen verstanden und verstehen die Gsheler aus dem Metalloxyd zu zaubern. Und

der Kenner wird es ob seiner farblichen Brillanz von Erzeugnissen anderer Porzellanfabriken gewiß mühelos unterscheiden können. Doch noch ein weiterer Umstand trug zur Popularität der Gsheler Produkte bei. Obwohl die Technologien wechselten, Keramik, Fayence, Steingut und Porzellan einander ablösten – einer Tradition fühlten die Gsheler sich stets verpflichtet: Bei aller Kunstfertigkeit wurzeln ihre Dekors in der russischen Folklore, in der Märchen- und Sagenwelt des Volkes. Blumen, Ornamente, überhaupt die Form des Porzellans sind so gestaltet, daß sie bei aller Modernität sich selbst treu bleiben. Jeder, der hier mit dem Pinsel die Farbe aufbringt, ist ein Künstler, sorgfältig ausgewählt und gefördert bereits seit Kindergarten-Tagen. Nach Abschluß der achten Klasse wird der Porzellanmaler-Kandidat aufs betriebseigene Technikum delegiert. In engster Verbindung zur Praxis erhält er seine fundierte Ausbildung, damit der Stempel „handgemalt" auch künftig seinen Reiz und Wert behält. Seit 1983 produzieren die Gsheler „Porzelliner" in einer neuerbauten Fabrik. Jahresproduktion: 6 Millionen Stück. Dazu verbesserte Arbeitsbedingungen für Tatjana Dunaschewa (unser Titelfoto) und ihre 1700 Kollegen.

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Von Lenin bis zu Lermontow

Auskünfte für FREIE WELT gab Horst Bunke, Vorsitzender der Bezirksgruppe Leipzig der Pirckheimer Gesellschaft im Kulturbund, Bereichsleiter für Internationale Beziehungen der Deutschen Bücherei.

Im Vestibül Ihrer weltbekannten Einrichtung, die im kommenden Monat 75 Jahre alt wird, ist eine nicht alltägliche Ausstellung zu sehen…

Es handelt sich um Veröffentlichungen eines Verlages, der zwar nur vier Jahre bestand, dessen Arbeit jedoch große Wirkungen hatte: SWA, Verlag der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland. Er gab immerhin 220 Publikationen in großen Auflagen heraus.

Wann wurde er gegründet?

Im Oktober '45.

Und der Anlaß für die jetzige Schau?

Für uns von der Pirckheimer Gesellschaft gab es zwei Gründe: den 40. Jahrestag unserer Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und den 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution.

Was war Aufgabe des SWA-Verlages?

Die Herausgabe von Sowjetliteratur in deutscher Sprache. Für die antifaschistisch-demokratische Neuorientierung spielte sie eine wichtige Rolle. Dieser Verlag war es, der mit seinen Publikationen die weltverändernden Ideen des roten Oktober endlich auch wieder in deutsche Häuser brachte.

Begann in jener Zeit nach der Zerschlagung des Faschismus auch Ihre erste Bekanntschaft mit Sowjetliteratur?

Nein, sie begann weit früher. Ich war etwa 12 – und schon damals eine Leseratte – als ich zum Schrecken meines Vaters, eines Leipziger Arbeiters, in seinem selbstgebastelten Bücherregal hinter einer Reihe unverfänglicher Literatur ein damals verbotenes Buch von Gorki und eines von Sostschenko entdeckte.

Doch zurück zum SWA-Verlag. Was stellen Sie aus?

Unsere Exposition macht mit wesentlichen Literaturgruppen bekannt, die bis zur Auflösung des Verlages Ende '49 erschienen sind. Im Mittelpunkt stehen die Ausgaben der Werke des Mannes, der noch heute weltweit Millionenauflagen erreicht: Lenin. Seine Arbeiten werden ergänzt durch philosophische Schriften von Plechanow und politische Schriften von Kalinin, Molotow und anderen. Eine zweite Hauptgruppe weist die Literatur aus, die sich direkt mit dem Faschismus auseinandersetzt.

Welche Beispiele könnten Sie dafür nennen?

Konstantin Simonow „Ich sah das Vernichtungslager" oder Georg Rehberg „Hitler und die NSDAP in Wort und Tat". Zu den weiteren Literaturgruppen gehören Arbeiten über Gesellschaft, Staat, Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft der Sowjetunion, Arbeiten über Land und Leute, auch Musikalien und Kalender.

Mit am bekanntesten geblieben sind wohl die Romane und Erzählungen, die Gedicht- und Dramenbände.

In der Tat. Mit Puschkin in verschiedenen Ausgaben, Krylows Fabeln, Tschechows Schauspielen, mit Lermontow, Turgenjew und Leo Tolstoi wird in unserer Schau die klassische russische Literatur repräsentiert. Die sechsbändige Gorki-Ausgabe eröffnet den Überblick über die Sowjetliteratur, die weiter durch Majakowski, Ehrenburg, Scholochow, Fadejew, Fedin, Katajew vertreten ist. Märchen- und Kinderbücher – Gaidar, Kawerin – runden das Bild.

Als „Pirckheimer" sind Sie auch Sammler? Gehören Ausgaben des SWA-Verlages zu Ihren Objekten?

Ja, die ersten kaufte ich bereits 1946. Richtig zu sammeln indes begann ich SWA-Editionen erst vor etwa zehn Jahren. Und ich freue mich, daß zwei jüngere Mitglieder unserer bibliophilen Gesellschaft in der Messestadt, zwei Akademiker, sich dem gleichen Thema widmen.

Interview:
Horst Goldschmidt

Benjamin einer neuen Garde

Wären Familientraditionen allgewaltig, hätte es bei Jan Zelezny (Foto) nie ein anderes Sportgerät gegeben als den Speer. Der Vater war damit einst einer der besten Tschechoslowaken, die Mutter sogar fünfmalige Jugend-Rekordhalterin. Der Bruder avancierte zum Primus bei den Schülermeisterschaften… Irgendwie aus der Art geschlagen, machte Jan zunächst etwas ganz anderes. In seiner Kindheit jagte er dem Puck nach, erkältete sich auf dem Eishockeyparkett allzuoft und wurde Handballer. In diesem Metier entwickelte er seine Wurfkraft, die er dann so dringend benötigte, als er eines Tages doch noch bei den Speerwerfern landete – der Vater hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er war es schließlich auch, der seinen heute einundzwanzigjährigen Sohn zu einem „ewigen" ČSSR-Juniorenrekordhalter machte: Jan warf vor zwei Jahren mit dem alten, in seinen Flugeigenschaften noch nicht veränderten Speer 84,68 m weit. Das war das allemal sporthistorische Jahr 1985, als Uwe Hohn in Berlin mit 104,80 m den „Rekord aller Rekorde" markierte. Mit dem neuen, schwerpunktverlagerten Speer, mit dem es ganz und gar nicht mehr so weit ging wie früher, kam Jan Zelezny von Beginn an gut zurecht. Dennoch war ihm zunächst nur wenig Erfolg beschieden. Bei den Europameisterschaften voriges Jahr in Stuttgart verpaßte er das Finale… Nun wurde er am 31. Mai dieses Jahres der erste tschechoslowakische Speerwurf-Weltrekordler. Den 87,66 m, aufgestellt in Nitra, verlieh sein Trainer im heimatlichen Armeesportklub Banska Bystrica, Jaroslav Halva, das Gütezeichen eines 100-m-Wurfes mit dem alten Speer. „Hunderter" mit dem neuen Speer seien vorerst Träume, sagt der momentan auch jüngste Werfer von Weltklasse. „Aber 90 Meter halte ich allemal für möglich, und hoffentlich bin ich mit von der Partie." Jan Zelezny, der vor allem seinem mit Gespür und Fingerspitzengefühl reich ausgestatteten Vater sehr viel verdankt, räumt ein, daß sein ungestümer Vorstoß zur Weltspitze auch daher rührt, daß er als junger Athlet bei der Umstellung auf das neue Gerät weniger Probleme hatte als diejenigen, die mit dem alten Speer großgeworden sind. In der gegenwärtigen „Neuzeit"-Weltbestenliste ist er ja auch der einzige, der jetzt weiter wirft als früher. Und die 87,66 m waren bestimmt auch kein Sonntagswurf, denn bereits vor dem Start in Nitra schmückten 85,20 m mit dem Namen Jan Zelezny den zweiten Platz der Weltbestenliste. Nur die richtige Weite zur richtigen Zeit fehlt noch. Aber mit dem „großen" Sieg muß man sowieso eine Bärengeduld haben…

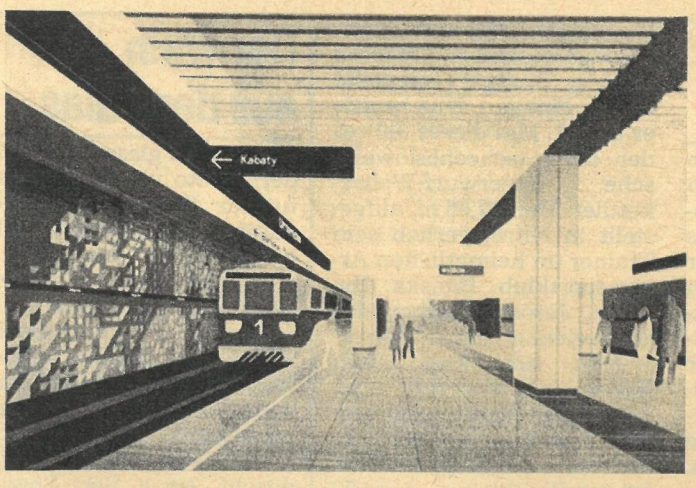
Hans Richard Vollbrecht

Der Wein aus dem Glas

Was hier in gläsernen Zylindern (Foto unten) im Institut für Weinbau der Moldauischen Sowjetrepublik heranwächst, sind Pflänzchen der neuen Weinsorte „Kismisch moldawski". Gemäßigtes kontinentales Klima mit kurzen milden Wintern und langen warmen Sommern bot die Voraussetzung dafür, daß die Moldauische SSR Weinproduzent Nr. 1 der Sowjetunion werden konnte. Jeder vierte Rebstock der UdSSR wächst hier. Moldauische Weinbeeren sind Rohstoff für mehr als 100 Weine und auch für den bekannten Brandy „Weißer Storch". Als Tafelwein gelangen moldauische Trauben in alle

Regionen des Landes. Mit „Kismisch moldawski" gibt es nun erstmals kernlose Weinbeeren in dieser Sowjetrepublik. Die Züchtung einer neuen Sorte dauert gewöhnlich Jahrzehnte. Die Mitarbeiter des Instituts, das zur Forschungs- und Produktionsgemeinschaft „Wierul" gehört, kamen jedoch drei- bis fünfmal schneller ans Ziel. Sie entwickelten dafür ein spezielles Wasserkulturverfahren, bei dem sich die Nährstoffzufuhr optimal regeln läßt. Statt in Erde ziehen sie die Pflanzen in Wasser auf. So wurde eine Schnellzucht von drei bis vier Pflanzengenerationen in einem Jahr möglich. Die ersten Setzlinge – in Röhrengläsern vorkultiviert und im Treibhaus herangezogen – wachsen bereits auf 80 Hektar des „Wierul"-Staatsgutes. Weitere Weinbauwirtschaften haben in diesem Jahr ebenfalls „Kismisch moldawski" angepflanzt – den Wein aus dem Glas für das Glas.

Heiner Grienitz

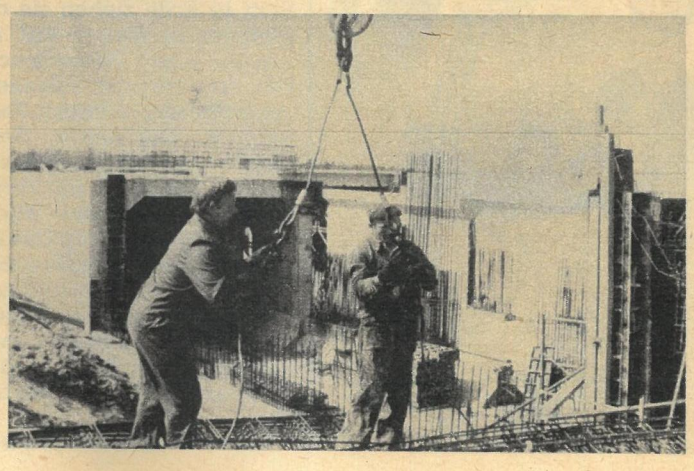


Maulwurf mit gelbem Latz

Auf 174 Bus-, 31 Straßenbahnlinien und einer O-Busstrecke werden in Polens Metropole täglich 5,5 Millionen Personen befördert. Auch außerhalb des Berufsverkehrs trifft man auf überfüllte Verkehrsmittel. Eine wesentliche Entlastung soll die im Bau befindliche Warschauer Metro bringen (Länge des ersten und zweiten Abschnitts insgesamt 23 Kilometer).

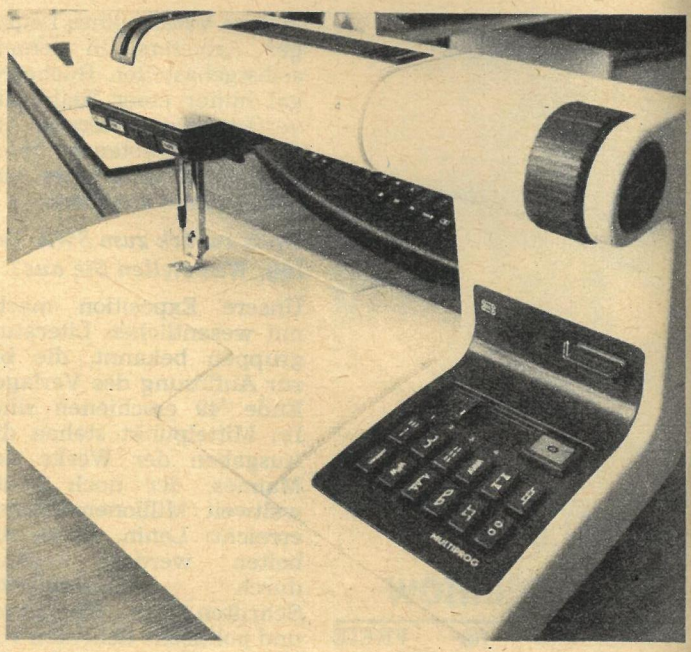
Am 15. April 1983 war mit dem Projekt begonnen worden. Gegenwärtig sind 1200 Bauarbeiter auf dem 12 Kilometer langen ersten Teilstück zwischen dem südlichen Neubaugebiet Ursynów-Natolin und dem Stadtzentrum tätig. 1991 soll dieser Abschnitt in Betrieb genommen werden. 13 000 Einwohner leben heute schon in diesem Gebiet, 200 000 sollen hier einmal ihr Zuhause finden. Elf Meter unter der Erde sehen wir die Konturen der künftigen Station Ursynów (Foto oben) und den teilweise fertiggestellten Tunnel zur nächsten Station Stoklosy. In diesem Bereich entstehen die Anlagen in offener Tunnelbauweise (Foto unten). Mehrere hundert Meter Tunnel sind schon geschlossen. Die Station A 1 erhält 1988 ein Erprobungsgleis, auf dem die ersten fünf U-Bahn-Wagen aus der UdSSR getestet werden. 1990 soll das erste Depot nutzbar sein. 225 Metrowaggons werden für die erste Linie benötigt, 90 davon erhalten die Warschauer von der Sowjetunion als Geschenk. Sie leistet entsprechend einem Abkommen von 1982 umfangreiche technisch-materielle Hilfe, bildet auch Bauarbeiter auf diesem Spezialgebiet aus. Ab Station A 7 bis zur Station A 10 – ein 3-Kilometer-Abschnitt – muß das Bergbauverfahren angewendet werden. Große Vortriebsmaschinen schaffen Platz für die riesigen Stahlbetonröhren der Metro, deren Züge zunächst im Abstand von 3,5 Minuten, später dann alle 1,5 Minuten verkehren werden. Ihre Abfertigung soll über Funk mit entsprechender Technik aus der DDR erfolgen... Noch aber wird gebaut, noch macht das Maskottchen der Metrobauer (siehe Zeichnung) an Bauzäunen und anderswo auf das gegenwärtig größte Bauvorhaben des Landes aufmerksam.

Karl-Heinz Holub



Topmodell

Diese neue programmgesteuerte, elegante Nähmaschine aus der ČSSR ist für den Einsatz in der Konfektionsindustrie bestimmt. Bei ihrer Formgebung stand eine Institution Pate, die auf eine nahezu 30jährige erfolgreiche Tradition zurückblickt – die Hochschule für angewandte Kunst in Gottwaldov (Südmähren), die einzige ihrer Art in unserem Nachbarland. Ihre Pädagogen um Nationalkünstler Professor Zdeněk Kovář bildeten seither zahlreiche Designertalente aus. Der Bereich Maschinen- und Werkzeugdesign unterhält in der ČSSR mit 60 Unternehmen Kontakte.

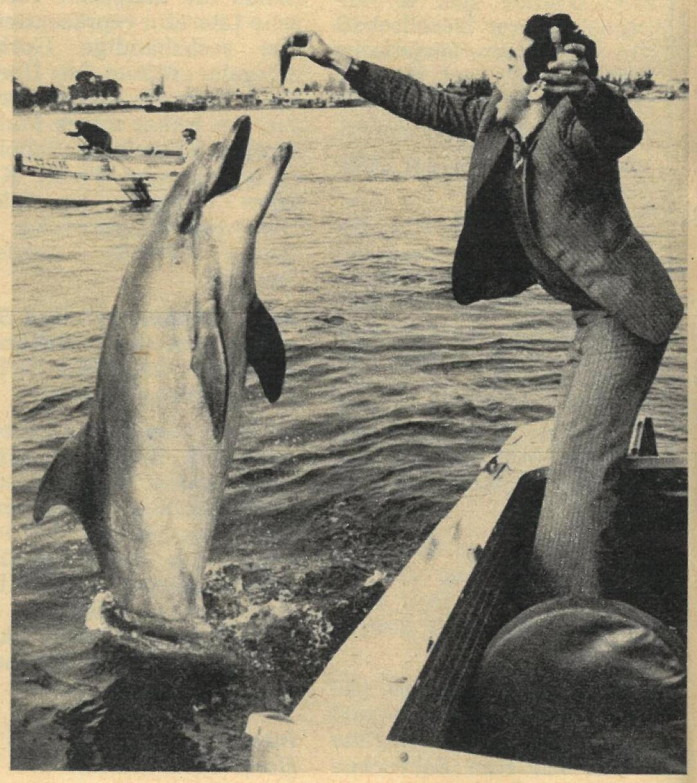


Glanzstück

Amethyst, Bergkristall, Jaspis, Achat... Wertvolle Steine aller Art nehmen in dem jungen Sofioter Betrieb „Amethyst“ exquisite Gestalt an. Sie schmücken nicht nur die zarten Hände bulgarischer Frauen. „Amethyst“-Schmuck ist bereits ein gefragter Exportartikel.

Mutprobe

Tritt ihren zweiten Sprung aus 600 Meter Höhe an: Nguyen Thu Ha, 17jährige Oberschülerin aus Hanoi. Gleich ihr wurden seit 1981 im Fallschirmspringer-Klub des Kulturpalastes der Kinder 300 wagemutige vietnamesische Mädchen und Jungen ausgebildet.



Hafengast

Läßt sich im Hafenbecken von Suchumi füttern: Delphin, ein Gast aus dem offenen Meer. Seit Monaten taucht er auch im Areal von Poti auf, von Einheimischen und Touristen immer sehnlichst erwartet. Sie haben ihren Dauergast „Borka“ getauft. Ökologen sehen in seinem Erscheinen ein gutes Zeichen. Delphine lieben reines Wasser.

Das „stille" Moskau

Am 12. (25.) August wird Moskau zum Ort für eine sonderbare „Staatsberatung". Die Provisorische Regierung unter Kerenski und der Oberbefehlshaber General Kornilow begeben sich ins „stille" Moskau, denn Petrograd ist ihnen zu aufgewühlt. Die revolutionären Arbeiter und Soldaten sind allgegenwärtig. Der Grund für die Exkursion bleibt nicht verborgen: Kerenski will mit der Militärclique ein konterrevolutionäres Zentrum schaffen. Ein eisernes Regime muß her, und General Kornilow hat gezeigt, wie man es errichtet. „Aus eigener Initiative hatte er im Heer die Todesstrafe wieder eingeführt, hatte mit Maschinengewehren ganze Bataillone meuternder Soldaten niedergemäht und ihre erstarrten Leichen in Reihen an den Zäunen aufstellen lassen. Er erklärte, nur ein drastisches Heilmittel vermöge Rußland zu kurieren", schreibt der amerikanische Zeitzeuge Albert Rhys Williams. Moskau wird dieser Bande von Verrätern und Schlächtern einen würdigen Empfang bereiten, beschließt das ZK der Bolschewiki. „Heute ist der Tag des Generalstreiks! Heute soll kein Betrieb, keine Werkstatt arbeiten! Möge an dem Tag, da sich die Konterrevolution organisiert, das Leben in Moskau stillstehen!" Es steht still, 400 000 Arbeiter streiken. Vor den „stillen" Moskauern riegelt die konterrevolutionäre Zusammenrottung den Tagungsort, das Bolschoitheater, mit einem dreifachen Kordon ab. Kornilow hat Oberwasser, er weiß die eingeschüchterte Bourgeoisie hinter sich und fordert die offene Militärdiktatur. Mit einem Seitenhieb gegen die anwesenden „sozialistischen" Minister erklärt er, mit der Liquidierung der menschewistisch beeinflußten Sowjets beginnen zu wollen. Die menschewistisch-sozialrevolutionären Minister kommen ins Schwitzen. Sie erfahren, daß ein bißchen Konterrevolution, wie sie ihnen vorschwebt, nicht zu bekommen ist. Die Menschewiki und Sozialrevolutionäre bangen um ihr Überleben und wenden sich um Hilfe an die Bolschewiki. Aus seinem Laubhütten-Exil rät Lenin, den Menschewiki folgendes zu sagen: Wir werden kämpfen, jedoch ohne ein politisches Bündnis mit euch einzugehen. Unser Vertrauensvotum habt ihr nicht. *Hans Bergmann*

Massenaufstieg im Witoscha

Jedes Jahr übers letzte Augustwochenende werden auf der Manastirska liwada – der Klosterweide – in Sofias Vorort Dragalewzi, am Fuß des Witoscha, einige Dutzend Zelte aufgeschlagen. Und alle Jahre wieder, von einem Sommer zum anderen, haben Bulgariens Wanderfreunde in den 1100 Klubs und 7000 Sektionen des bulgarischen Touristikverbandes um die Ehre gewetteifert, einen der ihren ins Witoscha-Gebirge zu entsenden: zum Gedenkaufstieg am letzten Sonntag im August. Damit sich getreulich wiederhole, was Aleko Konstantinow, der Schriftsteller und „Vater" des berühmten, vielbelachten Rosenölhändlers „Bai Ganju", an jenem 28. August 1895 erlebte: Dreihundert Gleichgesinnte erklommen die Witoscha-Bergmajestät Tscherni wrâch (Schwarzer Gipfel) und gründeten in 2290 Meter Höhe feierlich den ersten Bergwanderklub des Landes. Schon nach wenigen Tagen zählte dieser mehr als 2000 Mitglieder. Das Ereignis gilt seither als Geburtsstunde der bulgarischen Touristik... „Brüder, verlaßt eure weichen Betten, die verqualmten Cafés und die staubigen Straßen, verlaßt für einige Tage die Stadt, wandert durch die Wälder, ersteigt das Gebirge, um ein wahres Vergnügen zu genießen, und ihr werdet als bessere, gesündere, ausgeglichenere und lebensfreudigere Menschen zurückkehren", hatte Aleko Konstantinow öffentlich zur massenhaften Erstbesteigung des Tscherni wrâch aufgefordert. (Zum Spott gegen seine Widersacher hatte er sich, ironisch-bissig, das Pseudonym Schastliwez – Glückspilz – gegeben)... Während sich dieser Tage die Bergwander-Aktivisten Bulgariens neuerlich zu ihrem Gipfel-„Fest der Touristik" rüsten, erinnern wir uns an den Aufstieg im vorigen Jahr zum Aleko-Plateau, dessen Bild vom Schtastliweza-Berghotel und der Aleko-Gebirgsbaude (Foto oben) geprägt wird; an die lange Wanderkolonne, die über den Grat der Stenata-Bergwand zum Gipfel aufstieg; an den kräftigen, weit über die Berge hallenden Gesang des Chors „Planinarski pesen" (Gebirgslied). Auf solche Weise erlebten wir mit, was aus Alekos einstiger Bergwander-Initiative geworden ist. Wassil Petrow, Chefredakteur der Touristik-Wochenzeitung „Echo", vertiefte unsere Eindrücke durch ergänzende Einblicke: Nahezu 2,5 Millionen Mitglieder zählt der Landesverband für Touristik (Einwohnerzahl der VRB: rund 9 Millionen). An seinen organisierten Touren beteiligen sich alljährlich über 5 Millionen Natur-, Berg-, Wander- und Wasserfreunde. Die Verbandsmitglieder haben – mit Mitteln des Staates großzügig unterstützt – annähernd 400 Bergbauden, Schutzhütten und Ferienherbergen errichtet, rund 25 000 Kilometer Bergwanderwege markiert...

Helmuth Pelzer

● Gut gesagt

Die menschlichen Beziehungen festigen sich mit der Zeit, wachsen wie ein Gebäude. Sind sie im Fundament verankert, erschüttert sie kein Erdbeben.

Leonid Shuchowizki, Schriftsteller, UdSSR

● Am Rande

Ein Super-Ei wurde dem Rentner Miodrag Mihailovic aus dem serbischen Loznica von einem seiner Hühner beschert. Statt der üblichen 50 bis 60 Gramm brachte es 157 Gramm auf die Waage. – Familienfrühstück.

● Persönliches

15 000 Telefonnummern des Pekinger Netzes nebst der dazugehörigen Namen kennt die Telefonistin Tshao Janlin auswendig. Fernmeldeexperten überprüften vor einiger Zeit diese ungewöhnliche Gedächtnisleistung. Tausende Auskünfte beantwortete Tshao Janlin ohne zu zögern fehlerfrei. Sie hat sich vorgenommen, weitere dreitausend Daten hinzuzulernen.

Nikolai Gadshijew, alteingesessener Bewohner eines turkmenischen Bergdorfes, ist durch seine Spezialtees bekannt, die er aus verschiedenen Kräutern zubereitet. Sein neuestes Rezept: Minze, Kümmel und Honig. Der 87jährige, der niemals Alkohol trank, erfreut sich bester Gesundheit.

Fjodor Tscherenkow von „Spartak" Moskau ist der 44. UdSSR-Fußballer, der in Meisterschafts-, Pokal-, Europacup- und Länderspielen 100 Tore schoß. Er ist somit jüngstes Mitglied im „Fedotow-Klub", benannt nach dem ersten sowjetischen Spieler, der den „Hunderter" erreichte. Der 35jährige Oleg Blochin (Dynamo Kiew) hat inzwischen über 300 geschossen.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: W. Schulze, H. Pelzer, I. Eftimow, B. Kerber, ZB/CAF, ČTK, BTA, VNA; TASS/W. Sokolow, Repros (2); Vignette: D. Schüler

Die Welt war

Die morgendlichen Sonntagsnachrichten am dreizehnten Augusttag 1961 trieben mich zu meiner Lehrstätte, der Humboldt-Universität, in der es nur wenige Tage zuvor gebrannt hatte. Eines der vielen Attentate jener Tage, die uns einzuschüchtern suchten. Da es hierorts nichts zu tun gab, mischte ich mich unter die Menschen, die Unter den Linden/Ecke Friedrichstraße standen. Einigen Umstehenden sah man an, daß sie ihrer Lieblingsarithmetik, dem wechselstubenhaften Einszuvier, nicht sogleich entsagen wollten; neben konsternierten bemerkte ich Gesichter, aus denen einsichtige Überraschung sprach. Alle, auch diejenigen, die noch Monate benötigten, das Geschehnis zu begreifen, beobachteten jene Männer, die im schmucklosen Kampfgruppengrau das Brandenburger Tor verstellten. Die Welt war plötzlich eine andere, für jeden von uns.

Ein amerikanischer Senator staunt

Das kleine Häuflein, das die Welt nicht mehr verstand, war sozusagen der Vor- oder Restposten der über 60 000 Grenzgänger aus der DDR-Hauptstadt, die einer festen Anstellung in Westberlin nachgingen; weitere 40 000 griffen nach jedweder sporadischen Arbeit; einige Zehntausende verließen nach gezielter Abwerbung die DDR für immer. Nur wenige Jahre später machte der Direktor des Instituts für Weltwirtschaft in Kiel, Professor Fritz Baade, eine Rechnung auf: Über 100 Milliarden Mark wurden unserem Lande durch die offene Grenze geraubt. Der Professor schlußfolgerte: „In gewissem Maße ist unser Wohlstand eine Folge der Diskriminierung der DDR."
Nicht nur das voraussichtliche Ende der gesteuerten finanziellen Ausblutung ließ einen aufatmen. Nicht weniger gefährliche Vorgänge hatten sich ereignet, die den US-Senator James W. Fulbright, den Vorsitzenden des Außenpolitischen Ausschusses im Senat Ende Juli 1961, zur erstaunten Feststellung im US-Fernsehen veranlaßten: „Ich verstehe nicht, warum die Ostdeutschen nicht ihre Grenzen schließen; ich glaube, sie hätten ein Recht dazu." Was trieb diesen Politiker, sich unsere schweren Gedanken zu machen?
Nicht alles war an jenem Tag schon klar ersichtlich, doch was man wußte – vorausgesetzt, man hatte den Willen es zu wissen – war aufschlußreich genug.

Am 6. Juli erblickte in der BRD der „Dritte Tätigkeitsbericht" eines „Forschungsbeirates für die Fragen der Wiedervereinigung Deutschlands" das Licht der Öffentlichkeit. Wie die zwei vorangegangenen „Tätigkeitsberichte" – 1953 und 1956 – galt auch dieser der Vorbereitung auf den „Tag X", womit der Tag der gewaltsamen „Wiedervereinigung" gemeint war.
Dieser Bericht unterbreitete ein „Sofortprogramm", das die Enteignung der volkseigenen Betriebe in drei Etappen vorsah: Zerschlagung aller Planungs- und Leitungsorgane und Überführung der Betriebe in kapitalistische Unternehmen; Abschluß von Betriebsnutzungsverträgen mit denjenigen, die 1945 enteignet wurden, oder mit ihren Erben; Überführung aller Betriebe in Privateigentum, wobei neu errichtete Werke, die „zwischen dem 8. Mai 1945 und der Wiedervereinigung" entstanden waren, im freien Verkauf ihre neuen Herren finden sollten. „Die dem FDGB und seinen Einzelgewerkschaften sowie der Deutschen Versicherungsanstalt und der Vereinigten Großberliner Versicherungsanstalt übertragenen politischen, organisatorischen und finanziellen Befugnisse erlöschen", hieß es weiter im „Tätigkeitsbericht". Auch an die stufenweise Auflösung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und Entschädigung der enteigneten Großgrundbesitzer war gedacht.
In jenen Tagen, die dem „Tätigkeitsbericht" folgten, erfuhr der aufmerksame Bundesbürger aus dem „Industriekurier" und dem „Rheinischen Merkur", daß die DDR „gesund" sei und über eine „hochleistungsfähige Wirtschaft" verfüge. Hieß es nicht ansonsten, die DDR ginge dem totalen Kollaps entgegen? Das Mitglied des „Forschungsbeirates" Bruno Gleitze widersprach den Vorstellungen von einer „Verfallswirtschaft" und stellte für die DDR einen „stürmischen Wiederaufbau" fest. Was ritt den Mann, das gängige finstere Gemälde aufzuhellen? Nicht den auflagestarken Zeitungen oder Revolverblättern lieh er seine Stimme, sondern großbürgerlichen Organen mit einem sehr begrenzten Leserkreis. Den Industriellen sollten nicht Ruinen, sondern eine fette Beute am Tag der „Wiedervereinigung" in Aussicht gestellt werden.
Man hätte glauben können, Narren bei der Abfassung eines Szenariums „Was wäre, wenn..." über die Schulter geschaut zu haben. Doch in jenem „Forschungsbeirat" saßen Leute, die nicht irgendeinem abwegigen Hobby nachgingen, sondern im Auftrage von Ministerien, insbesondere des „gesamtdeutschen" unter Minister Lemmer, und Industrie- und Unternehmerverbänden ihren Gedankenschweiß vergossen.

Teutonische Erben

Die Gründung des ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden galt im anderen Teil des Landes als böse Entgleisung der Geschichte, der man durch einen Willensakt wieder zur „Normalität" verhelfen wollte. Die Beseitigung der DDR und die Erringung der „deutschen Grenzen von 1937" wurden als legitime Ziele avisiert. Die offiziellen und halboffiziellen Erklärungen, die man in den Zeitungen jener Jahre wiederfindet, sind für den heutigen Leser, der mit diesem Geschichtsabschnitt nicht vertraut ist, eine unglaubliche, manchen vielleicht unglaubwürdig anmutende Ballung von Ungeheuerlichkeiten. Der namhafte amerikanische Journalist Walter Lippman erinnerte sich Jahre später an eine Unterredung mit dem Bundeskanzler Konrad Adenauer, die den politischen Grundtenor von damals deutlich machte. „Adenauer erklärte mir einst, daß er aus den Geheimdienstberichten herauslas, daß das kommunistische Osteuropa seinem Zusammenbruch entgegengehe und daß in dem entstehenden Chaos die Westmächte die rote Invasion zurückdrängen würden und wieder Polen und die einst von den teutonischen Rittern eroberten Gebiete in Besitz nehmen würden. Die Politik des Zurückdrängens war der Hauptgedanke in den Tagen der Adenauer-Dulles-Achse, und es war die einzige Politik, die damals für geeignet gehalten wurde, den kalten Krieg zu beenden und Deutschland wiederzuvereinen." Worüber hier der oberste Vertreter

plötzlich eine andere

eines Landes sprach, dürfte keinem Zweifel unterliegen: Beendigung des kalten Krieges durch einen heißen.

Mag manches rhetorische Kraftmeierei gewesen sein, dennoch deutete einiges darauf hin, daß die Regierungsvertreter am Rhein diese „Lösung", von der Adenauer sprach, durchaus für möglich hielten. In der offiziellen „Wehrwissenschaftlichen Rundschau" hieß es im März 1961: „Da die Möglichkeiten des Westens erschöpft schienen, vom Osten auf friedlichem Wege ein Nachgeben zu erzwingen (man beachte die Wortwahl: friedlich etwas erzwingen!), bleiben nur die Möglichkeiten einer gewaltsamen Änderung des Status quo..."

Ende Juni meldete General Heusinger, Vorsitzender des NATO-Militärausschusses, die Kampfbereitschaft der Bundeswehr an den Grenzen zur DDR... Am 1. August bereitete der BRD-Verteidigungsminister auf einer Pressekonferenz in New York die Öffentlichkeit darauf vor, daß in „Deutschland" mit einer „Art Bürgerkrieg" gerechnet werden könne... Am 10. August inspizierte der Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa Mitte, General Hans Speidel, an der DDR-Grenze zu Niedersachsen die NATO-Verbände... Alle Details für sich genommen waren nicht neu, denn man war über Jahre diese Drohgebärden gewöhnt, doch durch die Häufung in jenen Tagen erhielten sie einen neuen Sinn. Aufputschende Pressebeiträge und Radiosendungen waren sozusagen der Brennstoff, den ein böswillig oder zufällig gezündeter Funke hätte zur Explosion bringen müssen.

Das alles geschah zu einer Zeit, als die Sowjetunion folgende Vorschläge unterbreitete: Friedensvertrag zwischen allen Teilnehmerstaaten der Antihitlerkoalition und den beiden deutschen Staaten; eine militärisch verdünnte Zone in Mitteleuropa; Maßnahmen zur Sicherung des europäischen Friedens und Verringerung der Gefahren, die von Westberlin ausgingen...

Diese Initiativen der Sowjetunion und der sozialistischen Staaten, aber auch ein anderer Umstand ließen den amerikanischen Präsidenten Kennedy laut darüber nachdenken, ob die amerikanische Politik unter den gegenwärtigen Bedingungen nicht neu überdacht werden sollte. Der andere Umstand: die Niederlage der vom US-Geheimdienst inspirierten und gesteuerten Invasion an den Gestaden Kubas. Kennedy gab zu verstehen, daß in Westdeutschland möglicherweise Handlungen nach ähnlichen Fehleinschätzungen vorbereitet werden, denen er in Kuba aufgesessen war. Der Präsident zeigte wenig Neigungen, die „deutsche Frage" zum Stolperstein für eine weltweite Auseinandersetzung werden zu lassen. Am besagten Tag im August ließ er sich bei einem Jachtausflug nicht stören.

Die Schlamm-Schlacht

Den die Adenauer-Politik beherrschenden Gedanken, Deutschland „wiederzuvereinen" und sei es mit militärischen Mitteln, hatte William S. Schlamm, Philosoph und Lieblingsautor des einflußreichen Medienkonzerns Springer, freimütig so formuliert: „... die ungeheuerliche Essenz des Konflikts zwischen dem Kommunismus und dem Westen... ist es, daß der Kommunismus am Frieden gedeiht, Frieden will, im Frieden triumphiert... Der Westen, wenn er am Leben bleiben will, muß glaubhaft entschlossen sein, Krieg zu führen. Denn auf den Krieg bloß vorbereitet zu sein, ist nicht genug..."

Eine ziemlich ungewöhnliche Wortmeldung. Inmitten des lauten Chores, daß man zu militärischen Mitteln zu greifen sich gezwungen sehe, weil die Sowjetunion und ihre „Satelliten" den Weltfrieden bedrohten und die „Wiedervereinigung" den Frieden ein für allemal sichern würde, drang nun eine Stimme, die den Krieg zum Lebenselexier des Westens erklärte. Das Eingeständnis, daß der Sozialismus am Frieden gedeiht, ihn will und in ihm triumphiert, entsprach der Wahrheit, die auszusagen dem Erzreaktionär Schlamm keine Mühe bereitete, weil ihm nichts am Frieden lag. Der Frieden, die Lebens- und Wesensgrundlage des Sozialismus, sollte im Krieg untergehen.

Diese wohl unverblümteste Äußerung im Geist des kalten Krieges rief allerdings auch Widerspruch hervor. Eine dieser Stimmen der Vernunft war der Publizist Erich Kuby, der Schlamm entgegnete: „Wer im Frieden siegt, siege!" Der Journalist Rudolf Augstein fragte besorgt, warum der Frieden und die friedliche Koexistenz nicht als die besten Voraussetzungen anerkannt würden, den Westen zu neuen, besseren Ufern zu führen. Eine Antwort erhielt er nicht, denn die Denkungsart des William Schlamm hatte feste Wurzeln geschlagen. Davon zeugten die tagtäglichen Kommentare und Berichte in den Massenmedien. Im Juni unterbreitete der „Münchner Merkur" ein Szenarium, wie die „Wiedervereinigung" vonstatten gehen könnte: über psychologischen und propagandistischen Nervenkrieg bis zum „Volksaufstand". Adenauers Leibjournalist Robert Ingrim forderte, „daß sich die freie Welt in Stand setzen müsse, alle Mittel des kalten Krieges, des Nervenkrieges und des Schießkrieges anzuwenden..."

„Die Welt" gab am 17. Juni den Zeitraum an, in dem der Westen die erkämpfte „Normalität" feiern könne. „So wie seine Vorgänger feiern wir den 17. Juni in diesem Jahr zum letzten Mal! Der 17. Juni 1962 wird ein ganz anderes Gesicht zeigen. Es gehört keine Sehergabe dazu, um das vorauszusagen."

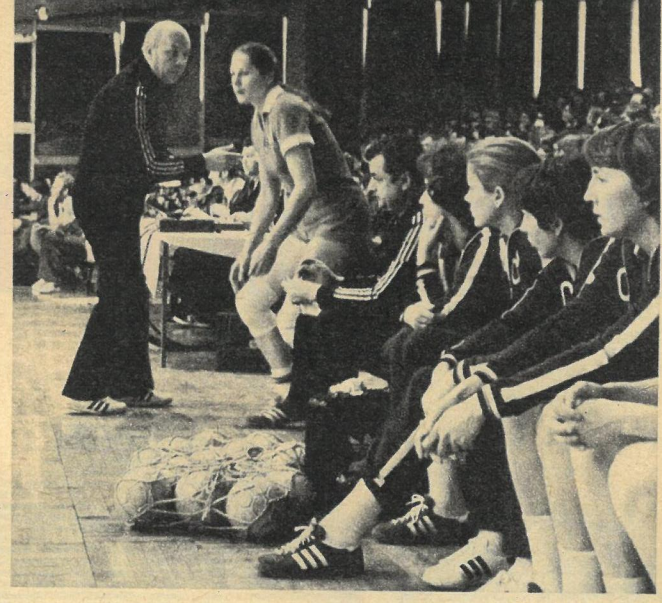
Die DDR tat, was sie tun mußte. Ich erinnere mich der Erleichterung, die ich an diesem Tag empfand, obgleich auch mir die ganze Tragweite der Ereignisse erst später aufging. Und ich gestehe, daß mich noch heute das Studium der Dokumente jener Tage überaus erregt, der gezielte oder auch nur fahrlässige Umgang mit Worten, die blutigen Schlagzeilen, das unverantwortliche Aufhetzen nationalistischer Instinkte und der abgrundtiefe Haß gegen die DDR, die eine furchtbare Konfrontation hätten heraufbeschwören können. Jener Augusttag hat diese Stimmen nicht vollends verstummen lassen, hat ihnen jedoch die Grenzen ihrer Wirksamkeit gezeigt. Es bedurfte wohl sichtbarer Barrieren zwischen den beiden Welten, um realistisches politisches Denken zu verursachen, das in den Folgejahren die Vernünftigen als so wohltuend empfanden.

Dieser Tag hat Europa verändert und ein Stück dem Frieden näher gebracht.

Hans Bergmann

Foto: Archiv

Immer in Unrast, wenn's um die Wurst geht: Igor Turtschin hat soeben seine Sina aufs Spielfeld beordert.



Alle meine Frauen

Eine der besonderen, vor allem aber kaum zu übersehenden Erscheinungen im Frauen-Welthandball ist ein Mann: Igor Turtschin. Ein Doktor der Pädagogischen Wissenschaften.

Seit fast drei Jahrzehnten Trainer des 13maligen Europacupsiegers und 19fachen sowjetischen Meisters Spartak Kiew, schon 15 Jahre auch Chef des jeweils zweifachen Olympiasiegers und Weltmeisters UdSSR. Verheiratet mit seiner dienstältesten Schülerin Sinaida Turtschina-Stolitenko, die ihm Tochter Natalja und Sohn Michail schenkte und – 41jährig! – noch immer zu den besten Spielerinnen der Welt gehört. Ob seine Sina auch künftig noch zu bewundern sei, darauf antwortete er à la Turtschin: „Das ist Geheimnis der UdSSR." Wie ist das nun, so viele Jahre nur unter Frauen zu sein? Dies hat Igor Turtschin in nachfolgendem Beitrag zu erklären versucht.

Man muß zu jedem Menschen den Schlüssel finden.
Wadim Koshewnikow in „Unter Afrikas Sonne"

Mich hat das Leben mit Freunden reich umgeben. Ich habe genügend davon außerhalb des Sports und natürlich auch in der Mannschaft. Aber die Menschen, mit denen ich tagtäglich und seit Jahrzehnten nun schon zu tun habe, sind eben Frauen. Der Arzt, der Masseur und der Verwalter dagegen sind Männer. Sie für uns dienstbar zu machen war nicht meines Amtes. Nur ganz still vor mich hin und ohne Entscheidungszwang habe ich gelegentlich darüber nachgedacht, es könnten ruhig auch mal ein paar Männer her.

Ich habe bald herausgefunden, daß die Arbeit in einem Frauenkollektiv nicht nur einfach ein anderes Herangehen und andere Methoden im Vergleich zu Männermannschaften erfordern, sondern diese Arbeit auch einen selbst verändert. Als ich Ende der fünfziger Jahre junge Mädchen zu trainieren begann, merkte ich sofort, daß ich nur Erfolg haben würde, wenn es mir gelänge, mit Fingerspitzengefühl, Toleranz und Einfühlungsvermögen zu ergründen, was sie an sportlicher „Mitgift" brauchen und wie ich sie gewinnen kann. Mitunter beneidete ich diejenigen, die mit Jungen arbeiteten, weil ich davon ausging, bei denen sei der Ehrgeiz größer, den Nebenmann in allen sportlichen Tugenden zu übertreffen. Ich kam erst später dahinter, wie das bei Mädchen ist.

Ich saß bis in die Nacht hinein, machte Tagebuchaufzeichnungen, plante exakt jede Minute, studierte den Aufbau einer Unterrichtsstunde und begab mich auf die Suche nach dem Geheimnis des Handballs. Indem ich in Zweifel stellte, daß es allein wichtig ist, immer noch kraftvoller und treffsicherer zu werfen, zerbrach ich mir den Kopf bei der Modulation von Finten und Tricks und erkundete einen aus Schablonendenken herausführenden Durchschlupf. Wenn jemand wüßte, wie oft ich im Bestreben, irgendwas Neues zu „erfinden", Wegkorrekturen habe machen müssen!

Wie waren doch die Mädchen verschieden! Das einzige Gemeinsame war, daß sie aus einem Stadtbezirk kamen, aus einem Arbeiterbezirk, und von ihren werktätigen Eltern schon von klein auf an Arbeit gewöhnt wurden. Aber bei der Disparität ihrer Charaktere, die sich beim Herumtollen auf den Höfen herausgebildet hatten, unternahm ich den ungeeigneten Versuch, ihnen meinen Willen aufzuzwingen. Die Folge davon: Sie kamen plötzlich nicht mehr, und wochenlang sammelte ich sie auf allen möglichen Höfen wieder ein. Klüger geworden, machte ich nun alles ganz anders.

Ich war oft bei den Mädchen zu Hause, habe mit den Eltern gesprochen und noch mehr mit ihnen selbst. Ich machte Hausaufgaben mit ihnen, um sie stärker an mich zu binden – und damit auch an den Handball. Ich schrieb mit ihnen Aufsätze, und gemeinsam lösten wir knifflige Mathematikaufgaben. Dabei kam mir zugute, daß ich mich von meiner Schul- und Studienzeit in Mathe oder Physik noch halbwegs auskannte – alles kann man ja auch nicht vergessen! Wir sind auch gemeinsam ins Theater und ins Kino gegangen.

Obwohl es auch später noch vorkam, daß ich auf dem Weg zu den Herzen meiner Handballschülerinnen manchmal ins Stolpern geriet, gründeten wir gemeinsam eine „Mannschaft unserer Träume" – in der auch noch genügend Platz blieb, mein Talent im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu entwickeln. Mittlerweile weiß ich, daß Frauen im schnellen Erfassen von Bewegungsabläufen und Techniken den Männern nicht unbedingt überlegen, sie aber physisch ausdauernder sind. Mit ihnen eine gemeinsame Sprache zu finden, ist zwar ein leichtes nicht, doch wenn man sie gefunden hat, dann reagie-

ren Frauen mit einer Ergebenheit, wie man sie in einem Männerkollektiv nicht findet.

Wer liebt, wird immer stärker.
Arnold Zweig in „Die Zeit ist reif"

Es brauchte Geduld und Optimismus, das erste Kollektiv zu formen. Jenes, zu dem Sina Stolitenko, Luda Bobrus, Galja Manocha, Mascha Marshuba und Natascha Scherstjuk gehörten. Sina ist nicht nur einfach meine Frau geworden. Sie ist ein Freund und Gleichgesinnter, ein Mensch, den ich im Leben, im Sport und überhaupt unbedingt brauche. Sie hat mich niemals im Stich gelassen. Weder nach der Geburt unserer Tochter Natascha noch später, als Mischa zur Welt kam. Sie war stets an meiner Seite, und immer brauchte ich sie. Und nicht nur ich, sondern alle – auf dem Spielfeld und außerhalb. Zu wem kommen die Mädchen am Abend, wenn sie vorm Schlafengehen noch etwas bedrückt, was sie loswerden wollen? Bei wem suchen sie Trost, wenn sie es mit mir satt haben? Bei Sina!

Larissa Karlowa kam zu uns, als die ersten Talente der Spartak-Schule aufblühten. Sie war neunzehn, als sie vor elf Jahren in Montreal, wenn auch ohne ein für Schlagzeilen geeignetes Mitspiel, Anteil an unserem olympischen Sieg hatte. Heute, dreißigjährig, besitzt sie alle Titel, die im Handballsport zu haben sind. Bei einem äußerlich still und weichherzig erscheinenden, gleichwohl bisweilen auch eigenwilligen, widerspenstigen Menschen wie sie, ist es sicherlich nicht immer leicht, das Verhalten einer Frau zu lenken, wenn die Liebe in ihr Leben getreten ist. In den Weltfestspieltagen von Moskau machte Larissa in der Person eines Lokführers ihre größte Entdekkung. Die Wege dieser schönen Liebe führten übers Standesamt. Und in dieser Liebe verfestigte sich auch Larissas Treue zur Mannschaft. Ihr Oleg ist ein ausgeglichener und vernünftiger Mensch. Er verfügt über die seltene Gabe, sich nicht in Sachen einzumischen, von denen er nichts versteht, in diesem Fall in den Handball. Aber seine Zuneigung zu diesem Sport ist groß – weil die Frau, die er liebt, eine Handballerin ist. So verlaufen Liebe und Sport in idealen Bahnen.

Jeder Mensch muß seine Pflichten kennen.
Anton Tschechow in „Anna am Halse"

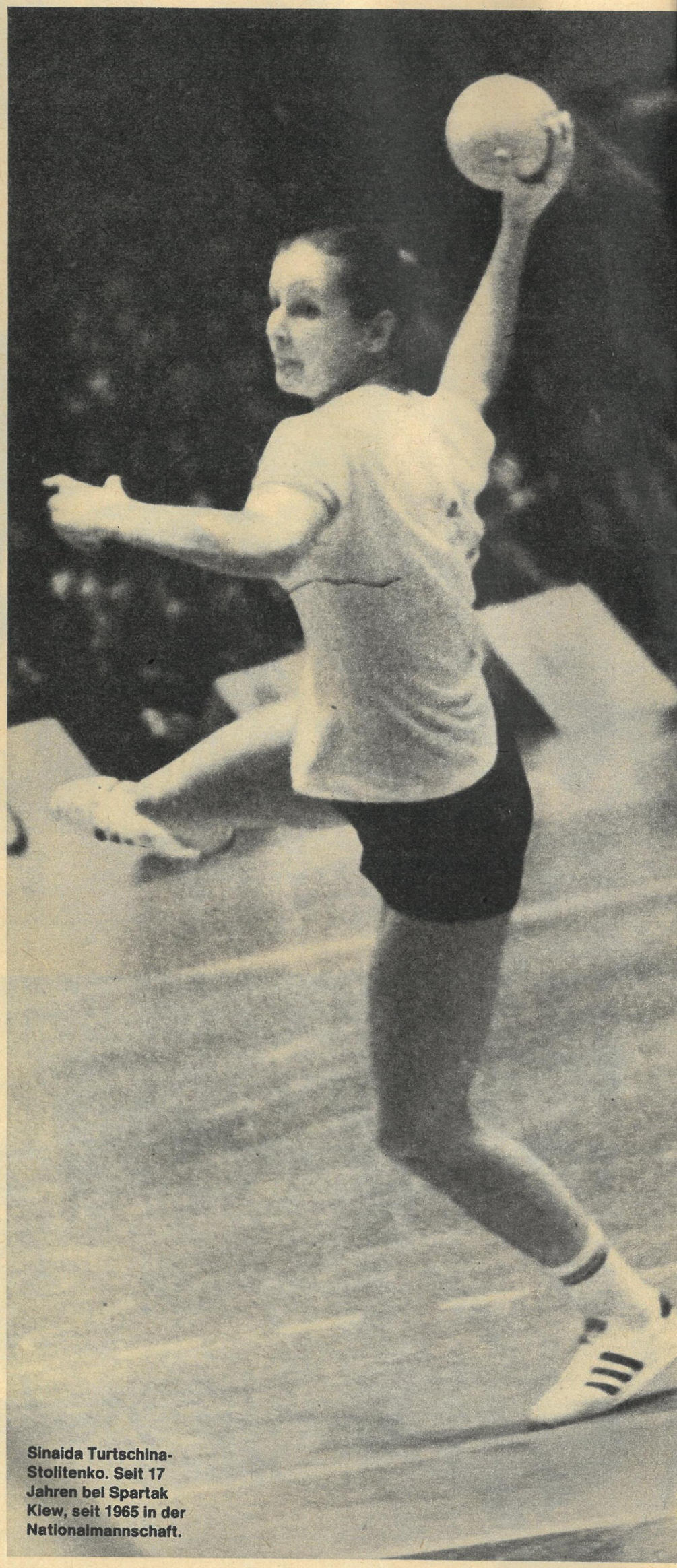
Die letzte Weltmeisterschaft, die wir gewannen, bestritten wir mit einer Mannschaft, die jünger war als alle anderen vordem. Oleksjuk war neunzehn, Kirtschik, Towstogan, Semjonowa nur wenig älter. Und dazu die erfahrenen Spielerinnen – wie meine Sina, wie Karlowa. Vor der hinreißenden Torhüterin Schalimowa kämpfte jeder für jeden, beispielhaft vorangehend auch Olga Semjonowa, der Komsomolsekretär der Mannschaft.

Sie kam aus Leningrad zu uns nach Kiew, war Junioren-Weltmeisterin. Sehr schnell hat sie sich bei uns eingelebt, immer schien es, als sei sie nie woanders gewesen als bei uns. Ihre Mutter, eine rührige Genossin und seit eh und je in ein und derselben Fabrik, hat einen guten Menschen aus ihr gemacht. Sie gab ihrer Tochter Güte und Verständnis, Arbeitswille und Pflichtgefühl mit auf den Weg – alles Eigenschaften, die genauso wichtig sind wie Wurfkraft und Technik. Mich freut, wenn die Mädchen sich für mein Trainingstagebuch interessieren. Olga zum Beispiel überträgt daraus alle Übungsdetails fein säuberlich in ein eigenes Heft. Zu Spartak oder zur Nationalmannschaft zu gehören, dazu sind zwei Maxime unerläßlich: Arbeitswille und Pflichtgefühl. Alle Frauen sind davon beseelt, immer zu siegen – auch da sie wissen, daß das gar nicht möglich ist. Alle ordnen sich einer eisernen Selbstdisziplin unter, trotz randvollem Trainings- und Wettkampfkalender duldet niemand irgendwelche Überhänge im Studium. Dagegen kämpfen wir allesamt unversöhnlich an. Ein gutes Studium gehört zur Ehre des Kollektivs. Auch zu meiner, also muß ich – wie in früheren Zeiten – öfter mithelfen, kontrollieren und mich an Arbeitsentwürfen beteiligen. Zum Ruf, Handballerinnen zu sein, über die die Welt spricht, gehört bei „allen meinen Frauen" auch, daß sie gute Ehefrauen, fürsorgliche Mütter, fleißige Studentinnen und unzertrennliche Freunde sind.

Alle Kinder sind dankbar, wenn man sich mit ihnen beschäftigt.
Honoré de Balzac in „Die Lilie im Tal"

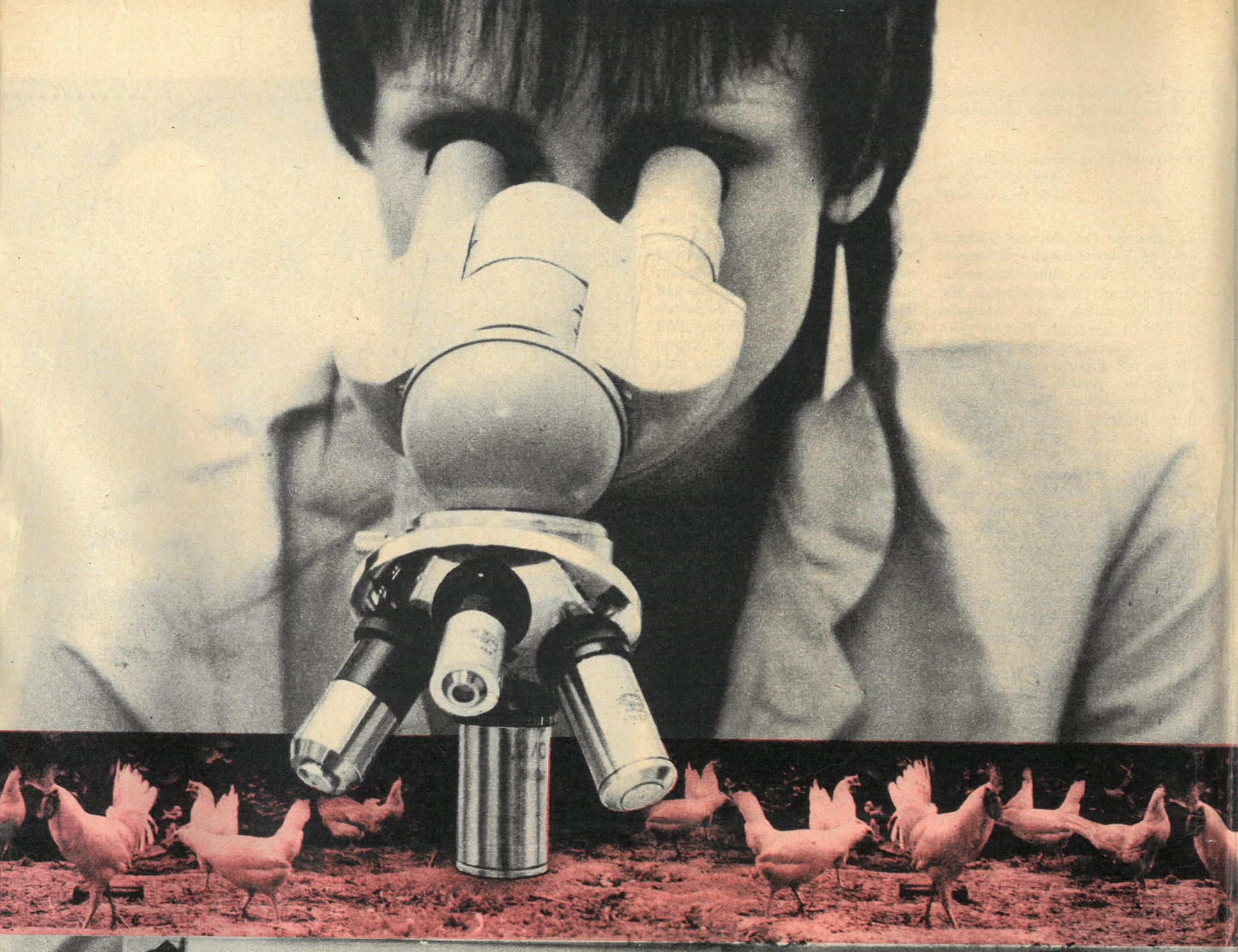
Nicht jedes Kind wird mit dem Talent geboren, im Sport einmal größer zu werden als groß. Aber wir sollten es in seinen Träumen und Bestrebungen stets ernst nehmen und uns zur Pflicht machen, ihm in seiner Selbsterprobung zur Seite zu stehen, zumal wir damit zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen. Für unsere Natascha war ein Ball das erste Spielzeug, das Handballparkett der erste Spielplatz. Als ihre ersten Freundinnen betrachtete sie stets die Spartak-Spielerinnen. So wuchs sie allmählich in den großen Sport hinein und ist heute, Schülerin der 9. Klasse, schon Meisterin des Sports.

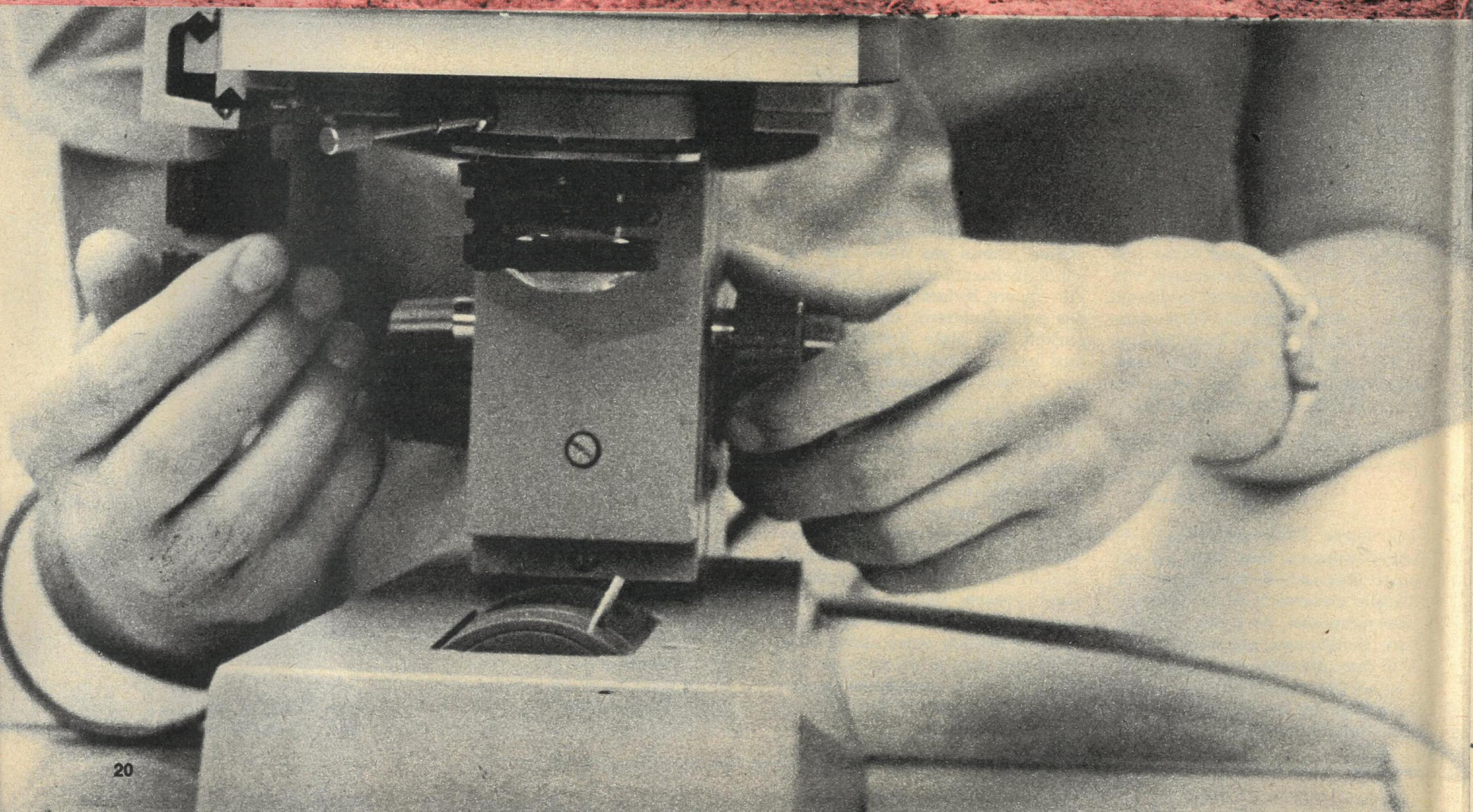
Um die Wahrheit zu sagen, bin ich manchmal müde von all diesen Frauen und ihren ewigen Problemchen. Aber was wäre ich ohne sie alle! In der Arbeit sind sie vollkommene Frauen, und zu Hause sind sie eben Frauen. Was für ein Glück, daß ich endlich einen Sohn habe. Er ist erst drei Jahre alt, aber jetzt habe ich doch wenigstens jemanden, mit dem ich mal von Mann zu Mann reden kann…



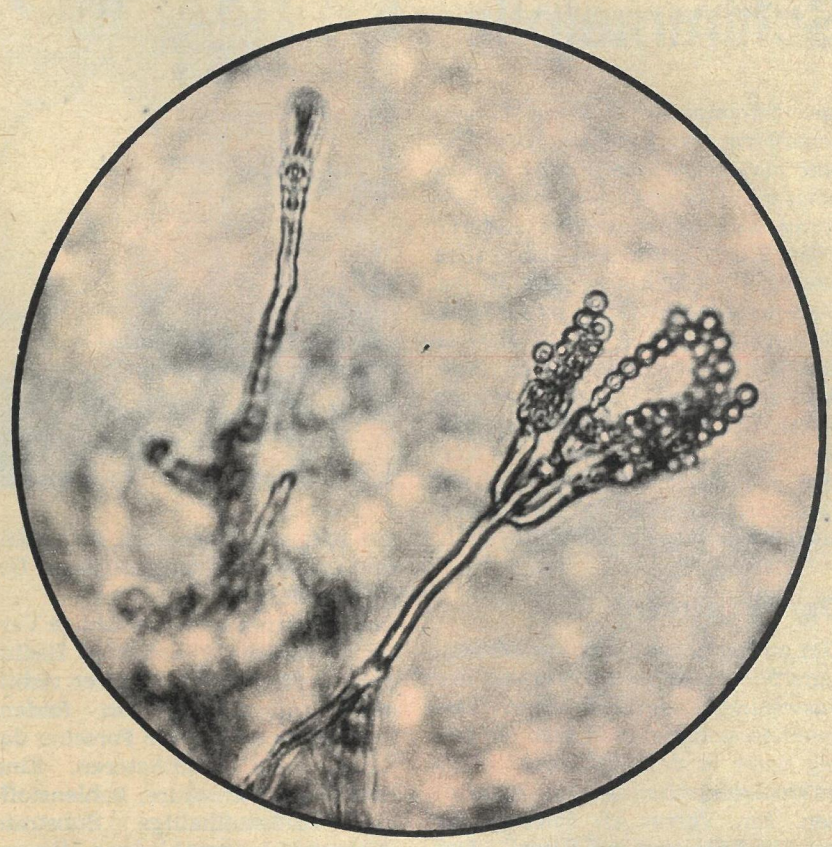
Sinaida Turtschina-Stolitenko. Seit 17 Jahren bei Spartak Kiew, seit 1965 in der Nationalmannschaft.

Aus „Fiskultura i Sport". Redaktionell bearbeitet und mit Aphorismen versehen von Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Heinrich Franz Müller (2), APN.



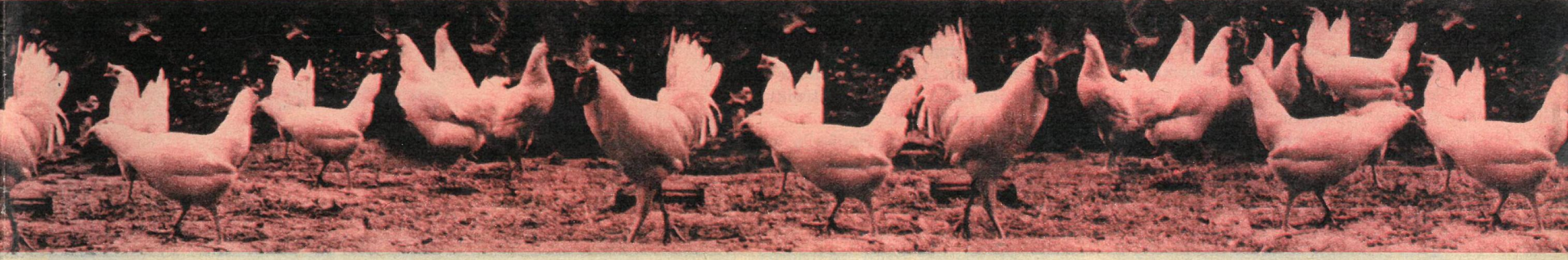


Der dressierte Schimmelpilz



Einer hatte die Idee, nach den Schimmelpilzen (Foto rechts) auf einem Hühnerhof zu fahnden. Gesucht wurden Mikroorganismen, die in der Lage sind, einen bestimmten Wirkstoff zu bilden. Dieser ist ein unentbehrliches Mittel für die Medizin zur Aufklärung weltweiter Erkrankungen …

Ein Beitrag von Utz Hoffmann (Text) und Detlef Christel (Bild)



Der menschliche Organismus ist nicht in der Lage, Harnsäure abzubauen. Er scheidet sie aus. Steigt aber der Harnsäurespiegel im Blut an, zum Beispiel bei falscher Ernährung, dann kann es zu schmerzhaften Gichtanfällen kommen, die Nieren, ja das gesamte Herz-Kreislauf-System könnten geschädigt werden, Bluthochdruck, Arteriosklerose und Diabetes sind auch Folgen von zuviel Harnsäure in unserem Körper. Ärzte füllen deshalb in der DDR mehr als hunderttausendmal im Jahr einen Laborschein aus, um den Harnsäurespiegel im Blut eines Patienten zu bestimmen.

Einem Kollektiv im Berliner Forschungszentrum für Biotechnologie des Pharmazeutischen Kombinats GERMED gelang es jetzt, eine für diesen Test benötigte Feinchemikalie mikrobiologisch herzustellen. Die Wissenschaftler suchten und fanden einen Schimmelpilz, der nach aufwendiger „Dressur" das begehrte Enzym liefert; aber nur, wenn er in Stimmung ist.

„Es war schon ein schwieriger Forschungsauftrag. Uns fehlten die Erfahrungen, Enzyme für die medizinische Diagnostik herzustellen, zum Teil waren die technischen Voraussetzungen auch nicht gegeben. Ich habe zwar das Gemüt eines mittelschweren Traktors, aber ohne das große Engagement und die Sachkenntnis der Mitarbeiter wäre ich als Themenleiter gescheitert."

Die so resümiert, ist die Leiterin der Abteilung Enzymtechnik, Dr. Maria Schultze. 1981 kam der Auftrag, nach Wegen zu suchen, das für den Harnsäuretest benötigte Enzym Uratoxidase zu gewinnen. Bislang war unser Land auf Importe angewiesen. Sollte es gelingen, diese abzulösen, so wäre es möglich, jährlich eine beträchtliche Summe an Valuta-Mark einzusparen.

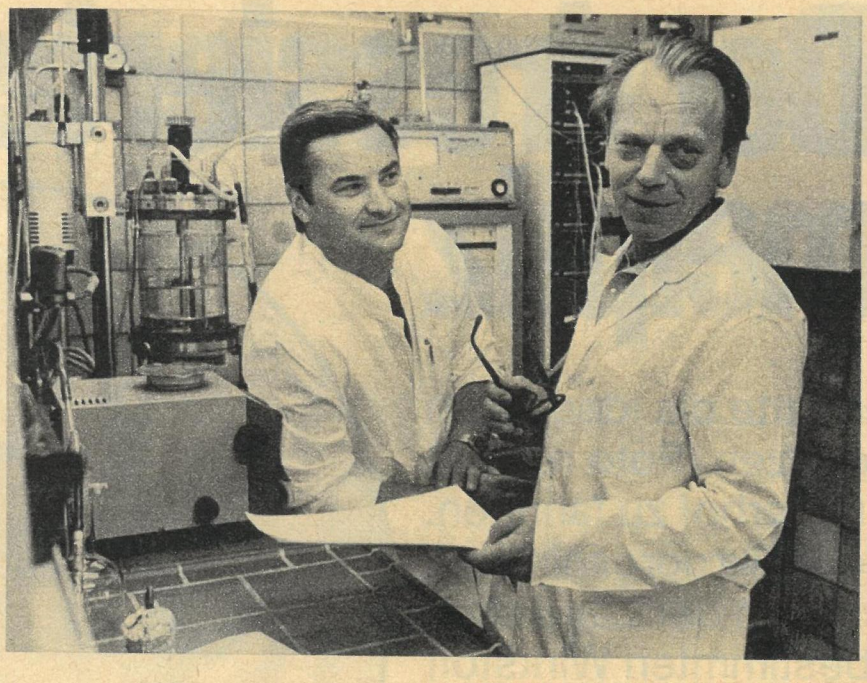
Wie Schloß und Schlüssel

Mit Tausenden von Enzymen regulieren tierische und pflanzliche Zellen ihren Stoffwechsel. Diese hochspezialisierten Biokatalysatoren wirken sehr spezifisch auf ein ganz bestimmtes Substrat. Wie Schloß und Schlüssel müssen Substrat und Enzym zusammenpassen. Will man also die Harnsäure im Blut ermitteln, so ist das nur mit dem Enzym Uratoxidase möglich. Es spaltet einen Ring des Harnsäuremoleküls, und über weitere komplizierte Reaktionen kann man durch optische Messungen schließlich den Harnsäurespiegel im Blut bestimmen.

International gewinnt man das Enzym aus tierischer Leber. Säugetiere können Harnsäure mit Uratoxidase abbauen. Die Berliner Wissenschaftler standen nun vor der Frage, das klassische Verfahren „nachzuentwickeln" oder einen neuen Weg zu gehen: das Enzym also nicht wie bisher aus der Leber, sondern aus einem leistungsfähigen Mikroorganismus zu gewinnen. Das war verlockend, aber wissenschaftlich riskant. Verlockend, weil ein neues, ökonomisch günstiges biotechnologisches Verfahren in Aussicht stand. Aber würde das mikrobielle Enzym im Harnsäuretest auch die geforderten Eigenschaften aufweisen?

Klar war von Anfang an, daß eine so aufwendige Forschung sich letztlich nur lohnt, wenn für das Verfahren ein Patent herausspringt. Ein Patent für die mikrobiologische Enzymgewinnung erhält aber nur der Urheber, der einen bisher in der Literatur noch nicht als Uratoxidasebildner beschriebenen Mikroorganismus mit deutlich höherer Enzymbildung findet. Doch wo sollte man suchen? Die originellste Idee hatte Dr. Gerhard Ritter, ein Mitarbeiter der Forschungsgruppe. Hühnerkot, das wußte er, hat einen hohen Gehalt an Harnsäure. Mikroben, die in diesem stark belasteten Boden überleben wollen, müssen sich auf den Abbau von Harnsäure für die Ernährung spezialisieren, müssen verstärkt das Enzym Uratoxidase bilden. Gesagt – getan. Erdproben wurden der Gartenerde eines Hühnerzüchters aus Friedersdorf entnommen, im Labor bearbeitet. Ein Erfolg stellte sich bald ein. Tatsächlich wurden Mikroorganismen isoliert, die Harnsäure abbauen konnten. Alles schien sich günstig zu entwickeln. Weitere Bodenproben folgten, darunter auch Gartenerde aus Dr. Ritters Garten. Die Leistung der Mikroorganismen wurde verglichen. Schon etwa der 40. Versuch (man hatte mit Hunderten gerechnet) brachte einen weiteren Erfolg. Ein Penicillium, ein Pinselschimmel aus der Gattung der Schlauchpilze, zu der auch Antibiotika erzeugende Arten gehören, war herausragend in seiner Leistung, Uratoxidase zu bilden.

Der dressierte Schimmelpilz



Dr. Maria Schultze: „Uns fehlten die Erfahrungen, Enzyme für die medizinische Diagnostik herzustellen." Foto links: Erwin Giest und Dr. Gerhard Ritter (rechts im Bild).

Die Stimmung bei den Wissenschaftlern war prächtig. Der Pilz war als Uratoxidasebildner bisher noch nicht beschrieben, seine Leistung weit höher als die anderer Pilze. Eine Kultur des Urahns aller weiteren Forschungen ging an die Stammbank der DDR nach Jena. Er wird dort als lebender Beweis des Rechtsanspruchs seiner Entdecker gepflegt. Ein notwendiger, international üblicher Schritt. „Dieser war sehr wichtig für unser Kollektiv", berichtet Dr. Maria Schultze, „nahm er den Skeptikern doch etwas Wind aus den Segeln."

Der Pilz streikt

Um zu verstehen, was die Wissenschaftler im weiteren Verlauf der Forschungen dennoch zum Verzweifeln brachte, muß man ein wenig tiefer in das „Pilzleben" eines mikrobiologischen Labors eindringen. Ein Vorrat an Pilzkulturen wird in Erde und auf Hirseflocken kultiviert. Zur ersten Anzucht eignet sich ein fester Nährboden aus Agar-Agar, ein Produkt aus Meeresalgen. In einem Schüttelkolben kann der Pilz in einer Nährlösung tüchtig wachsen. Schließlich kommt er in einen Drei-Liter-Laborfermentor, wo er nochmals sein Geflecht sprießen läßt und jetzt natürlich vor allem das begehrte Enzym Uratoxidase produzieren soll.

Eine Grundvoraussetzung für diese Forschungen war die Bestimmung des Gehaltes an Uratoxidase im Pilz. Dr. Bernd Bienwald erklärt uns den Vorgang: „Zunächst wird die Zellkultur filtriert, dann müssen die Zellwände des Pilzes zerstört werden. Das kann durch eine spezielle Laborpresse oder durch eine Kugelmühle erfolgen. Beides war nicht vorhanden. Endlich fand sich ein Mechanikermeister, der die notwendige hydraulische Vorrichtung für eine vorhandene Laborpresse baute. Zwischendurch halfen Einrichtungen der Humboldt-Universität und der Akademie der Wissenschaften mit ihren Geräten aus. Das erforderte jedoch ständige Abstimmungen der Arbeiten und viele Wege mit dem wertvollen Pilz-Material."

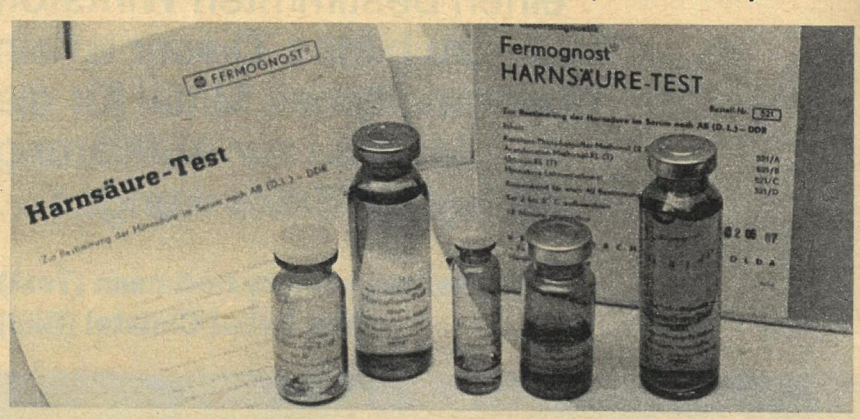
Daß der Rührer des Fermentors anfangs das Pilzgeflecht zerschlug, war eines der vielen kleinen Probleme bei der Erarbeitung der Verfahrensgrundlagen. Viel komplizierter war es, den Pilz anzuregen, die Uratoxidase im Laborfermentor unter festgelegten, wiederholbaren Bedingungen zu produzieren. „Der Pilz wächst ganz prächtig mit Zuckernahrung, doch nur wenn er hungert, produziert er Uratoxidase, um sich von Harnsäure zu ernähren", erläutert Gruppenleiterin Dr. Christa Scholz.

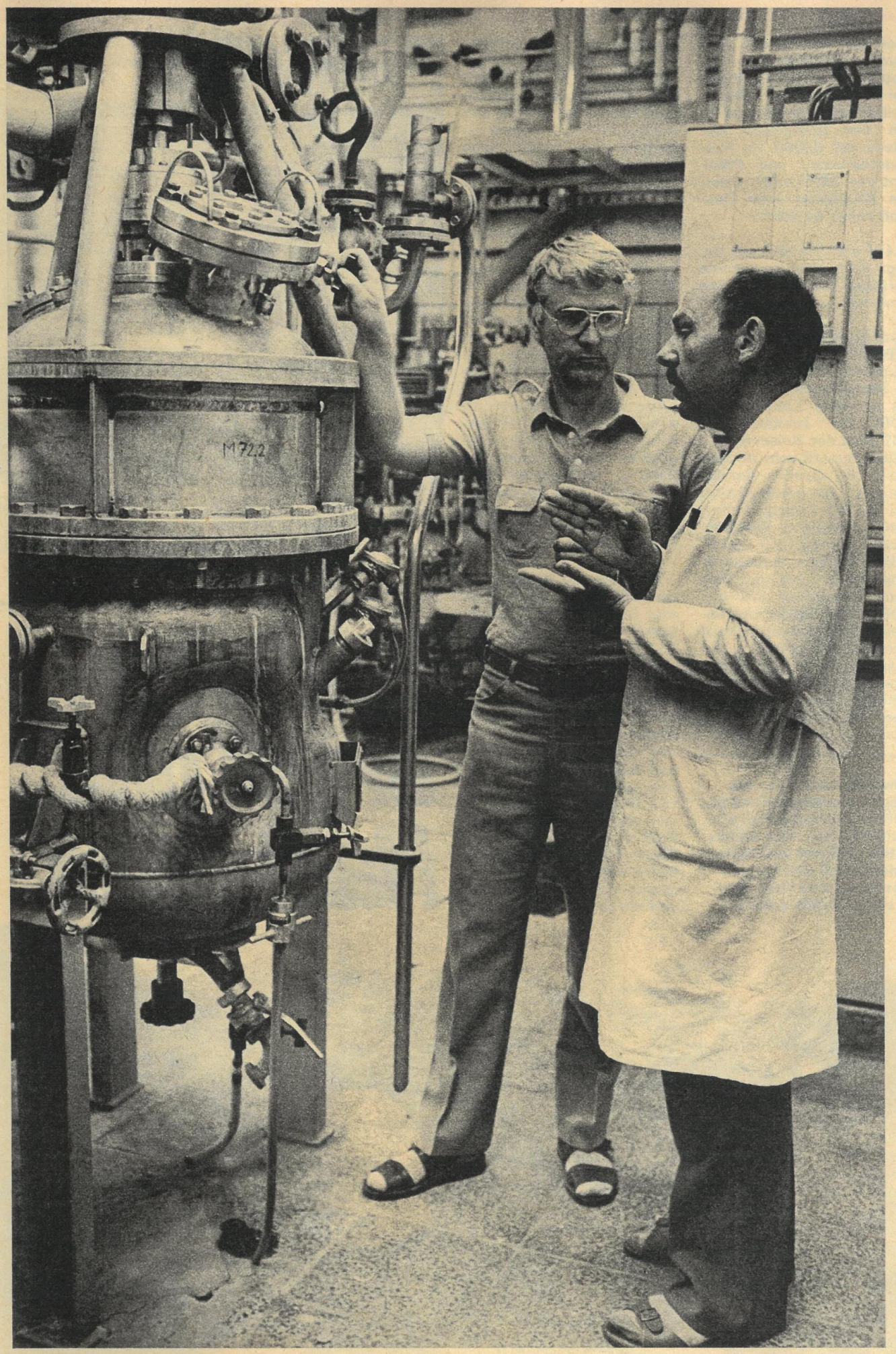
In drei Jahren liefen unzählige Versuche, um die günstigsten Bedingungen für den Pilz und den richtigen Erntezeitpunkt zu finden. Schließlich fanden die Forscher dafür indirekte Indikatoren. Eine Prise Pilz, Harnsäure, kohlenstoff- und stickstoffhaltige Substrate (Nährstoffe), verschiedene Mineralien, 30 Grad Celsius, 26 Stunden im Laborfermentor rühren... So etwa lautete das „Rezept".

So weit, so gut. Doch dann kam es zur Katastrophe: Der Pilz streikte. Er wuchs nicht mehr.

Woran lag es? Marion Pankalla, gewissermaßen die Pilzmutter der Forschungsgruppe, ist als Diplombiologin für die Pflege des Pilzstammes verantwortlich. Sie sieht ihrem Schützling nach mehrjähriger Erfahrung die Färbung und Konsistenz an, ob er sich auch wirklich wohl fühlt. Dr. Christa Scholz und Dipl.-Ing. Erwin Giest weilten ständig bei den Kollegen in der kleintechnischen Versuchsanlage. Zusammen mit Ingenieur Rainer Pippig bekamen sie heraus, daß bestimmte Nährstoffe unter den technischen Bedingungen des Fermentors anders dosiert werden müssen. Dennoch, der Pilz brachte seine Leistung noch immer nicht, ein langes halbes Jahr ging ins Land. Zwischen den einzelnen Arbeitsgruppen kam es zu Spannungen. Wo lag der Fehler? Wer verursachte ihn? Arbeitete jemand nicht nach den Vorgaben? Oder lag es am Pilz? Immer wieder liefen neue Versuche an. Jeder Fehlschlag machte die vielen vorausgegangenen Arbeitsstufen zunichte, ließ das Stimmungsbarometer fallen. Meldung an den Direktor: Plan in Gefahr!

„In dieser Zeit angespannter Arbeit mochte keiner fehlen. Erkrankte ein Kind, wurde nachts im Labor gearbeitet, schließlich sollten vier Jahre intensiver Forschung nicht umsonst gewesen sein." So reflektiert Marion Pankalla die Stim-





Am Drei-Liter-Laborfermentor (oben), in dem der Pilz das kostbare Enzym bildet: Rainer Pippig und Dr. Horst Luther (rechts). Fotos links: In den Fläschchen befindet sich Uratoxidase, womit der Harnsäurespiegel im Blut des Patienten optisch gemessen werden kann.

mung der Wissenschaftler. Systematisch wurden noch einmal alle Kultivierungsstufen untersucht: Der Fehler war dann beinahe banal. Ein handelsüblicher Nährboden schwankte in der Qualität. Das hatte den sensiblen Pilz verstimmt. Im Fermentor waren schließlich unerwünschte Stoffe entstanden, die das Wachstum des Pilzes hemmten. Ein weniger störanfälliger Nährboden wurde gefunden, der Termin konnte gehalten werden.

40 Mark pro Kilo Schlangenkot

Nicht weniger aufregend war die Isolierung der Uratoxidase aus dem Pilzgeflecht. „Eines von Hunderten von Enzymen aus dem Innern einer Zelle zu isolieren, ist eine komplizierte Aufgabe." Dipl.-Chemiker Dr. Bernd Bienwald erläutert die einzelnen Schritte des Laborverfahrens, die zur Reinigung der Uratoxidase führen. Unter technischen Bedingungen war der Zellaufschluß (der 1. Schritt) besonders problematisch, auch dafür werden in der DDR keine Geräte hergestellt. Dipl.-Chemiker Dr. Horst Luther, der für die Produktion der Uratoxidase verantwortlich ist, wußte Rat. Er setzte eine Kugelmühle der DDR-Firma NAGEMA, die für Nahrungsgüterzwecke gebaut wird, zum Zermahlen des Pilzgeflechts ein – und er hatte Erfolg. Noch viele Vergleichsuntersuchungen, die beide Wissenschaftler durchführten, waren notwendig, bis die technischen Bedingungen der Enzymisolierung festgelegt werden konnten.

Höhen und Tiefen gehören zum Leben eines Wissenschaftlers. Das weiß auch Abteilungsleiterin Dr. Maria Schultze. Was ihr und ihren Kollegen das Leben zusätzlich schwer machte, waren die tausend kleinen Probleme. Zwischen Bestellung und Lieferung von Chemikalien und Geräten zum Beispiel liegen zu lange Wartezeiten. „Kaum zu glauben, wo die Mitarbeiter überall waren und was sie alles heranorganisierten", kommentiert sie das Improvisationsvermögen ihrer Kollegen. Viel Zeit hat es gekostet, viel Kraft und letztlich Effektivität.

Jetzt wird der Leser auf die gewohnte Erfolgsmeldung warten. Ja, das Verfahren zur Herstellung von Uratoxidase funktioniert. Noch läuft die Bewährungsprobe des pilzlichen Enzyms unter klinisch-chemischen Bedingungen. Auch in der Sowjetunion und in Ungarn wird das Enzym unter den dortigen Bedingungen untersucht. Umfangreiche Testserien wurden bereits ausgewertet und ausgetauscht. Die Uratoxidase, da sind die Wissenschaftler optimistisch, wird bald ihren Einzug in die Labors unserer Kliniken halten.

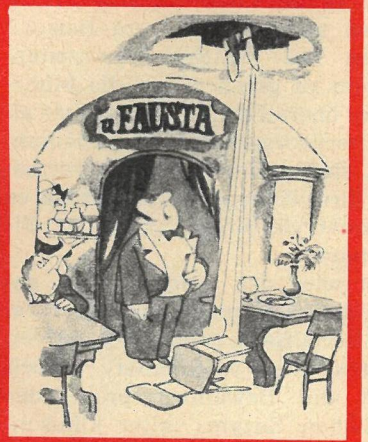
Postskriptum:

Gerade als ich das Institut verlassen will, da kommt Erwin Giest ins Zimmer, in der Hand ein großes Gurkenglas mit graugelblichen Klumpen: „Was ist das?" – „Ein Pilz", entfährt es mir spontan. „Weit gefehlt, ein Mitarbeiter des Dresdner Zoos hat uns wieder mal Schlangenkot mitgebracht. Er besteht zu 90 Prozent aus Harnsäure. Wir gewinnen daraus das Diätfutter, damit unser lieber Schimmelpilz die Uratoxidase produziert. Leider haben wir nicht genug davon. Vielleicht sind unter Ihren Lesern einige Schlangenzüchter. Wir zahlen 40 Mark pro Kilo..."

FREIE WELT

Sommermärchen

Die Nacht war mild, und in unseren Beinen steckte schwer der vorangegangene Tag. Mit einem gutem Freund hatte ich die Gassen und Straßen Prags durchstreift, nun suchten wir einen Ort, um in Ruhe unsere trockenen Kehlen zu tränken. Aus den Mauern eines Hauses in der Altstadt drängte dumpf das schwer zu beschreibende Gewirr typischer Gasthausgeräusche. Der torgroße Hausdurchgang war dunkel, auf dem Hof konnten wir den Eingang nicht entdecken! Erst als wir schon fast wieder auf der Gasse waren, bemerkten wir die kleine Tür im Durchgang. Ein paar Stufen führten hinunter in das Gewölbe, wo an rustikalen Tischen zufriedene, Bier trinkende Menschen saßen. Wir setzten uns dazu. Bald schauten wir



ebenso freundlich drein, und als wir kurz vor Ausschankschluß den gastlichen Ort verließen und unser Nachtquartier aufsuchten, konnten wir auf einen schönen Abend zurückblicken. Die Erinnerung daran lockte uns am nächsten Mittag wieder in die Altstadt. Allein, so viel wir suchten, wir fanden das Haus nicht. Dort hinter der Ecke mußte es sein, ich war sicher. Doch hinter der Ecke sah alles anders aus als in meiner Erinnerung. Verzweifelt fragte ich einen älteren Herrn. Verschmitzt lächelte er: „Schaun's, das ist so eine Geschichte mit diesem Gasthaus. Das taucht jeden Sommer in einer milden Nacht auf. Aber wo, das weiß niemand vorher, auch nicht, wohin es dann verschwindet. Und gut, daß Sie rechtzeitig gegangen sind, manch einer ist schon mit dem Haus abhanden gekommen."

Hajo Obuchoff

Fotos: P. Meißner (2), V. Billeb, H. Obuchoff; Zeichnung: Bape; Repro: H. Machatscheck; Redaktion: Hajo Obuchoff

Zwischen Brest und Nachodka

Über die Entwicklung des Tourismus zwischen der Sowjetunion und der DDR gab Igor Konowalow (Foto), Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatlichen Komitees der UdSSR für Auslandstourismus und Präsident von INTOURIST, unserem Mitarbeiter Hajo Obuchoff einige Auskünfte.

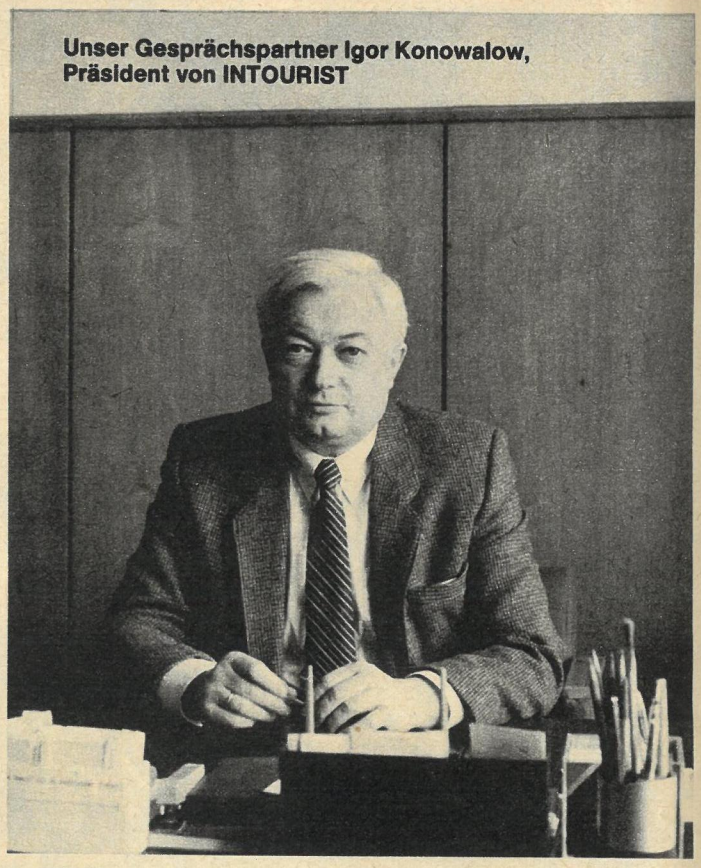
– Auf welchen Bahnen bewegt sich der Tourismus zwischen unseren beiden Ländern?

– Im Jahre 1986 reisten mit INTOURIST rund 360000 Touristen aus der DDR in die Sowjetunion und 130000 aus unserem Land in die DDR. Im Jubiläumsjahr 1987 wird der Reiseverkehr natürlich stark vom 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und von den Feierlichkeiten zum 750jährigen Bestehen Berlins geprägt. Zu diesen Anlässen gibt es zusätzliche Programme. Über vier Millionen Menschen aus der DDR haben bisher die Sowjetunion besucht. Diese Tatsachen zwingen uns, die Programme neu zu überdenken, sie vielfältiger zu gestalten. Spezielle thematische Angebote für solche Touristen, die nicht das erste Mal zu uns kommen, brauchen wir. Auch die Erhöhung des Service spielt eine wichtige Rolle. Auffallend ist das gestiegene Bedürfnis nach Kurzreisen außerhalb der Saison nach Moskau, Leningrad, Sotschi und Jalta. Hinzu kommt ein großes Interesse Ihrer Bürger, mit den sowjetischen Menschen ins Gespräch zu kommen. Das müssen wir bei der Ausarbeitung neuer Routen berücksichtigen. So denken wir an eine Zugreise mit der Transsibirischen Eisenbahn zwischen Irkutsk, Nowosibirsk und Moskau. Und für 1988 haben wir eine thematische Reise für Interessierte an den Bräuchen der Bevölkerung Sibiriens ins Programm aufgenommen. In Irkutsk, Minussinsk und Abakan können sie die alte Holzbauweise, aber auch die Folklore der Sibirier kennenlernen.

– Traditionell wollen die meisten Menschen im Sommer reisen. Ist das ein Problem?

– Ein Problem, das uns schwer zu schaffen macht, besonders in den bewährten Zentren wie Leningrad, Moskau, an der Schwarzmeerküste, in Mittelasien und Sibirien. Hier reicht unsere materielle Basis nicht aus. Deshalb haben wir für die nächsten Jahre neue Bauten geplant, die bis 1990 Plätze für 15000 Touristen bieten sollen. Vier Hotels in Moskau, zwei in Leningrad und ein neues in Kiew sind

Unser Gesprächspartner Igor Konowalow, Präsident von INTOURIST



Kiew, am steilen Ufer des Dnepr – ursprünglich hieß der größte ukrainische Fluß Slawutitsch – hält viele schöne Motive für Maler und Fotografen bereit. Hier finden aber auch müde Füße Platz für eine erholsame Rast.

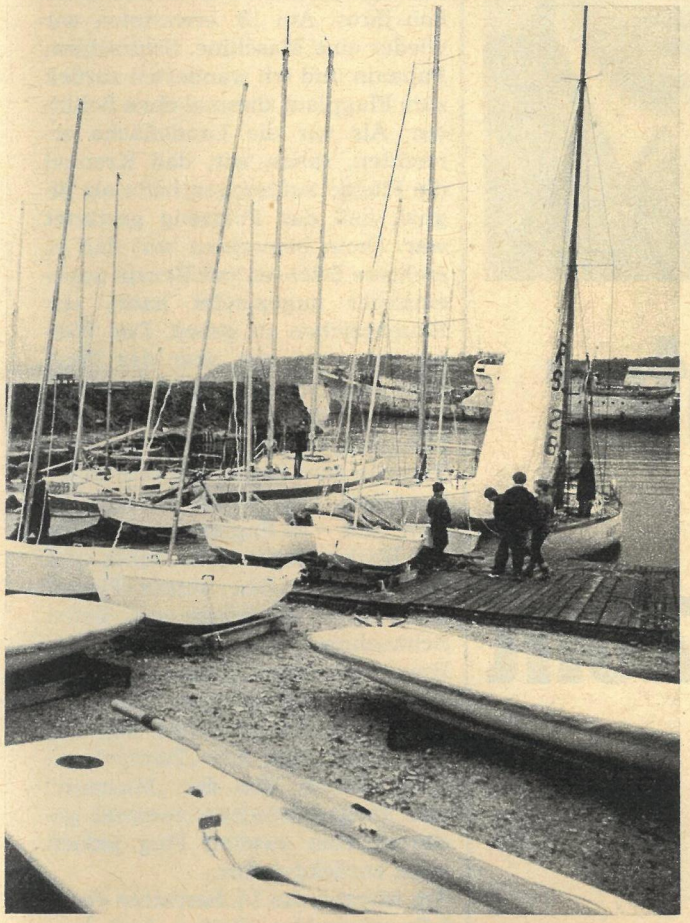
geplant. In Taschkent, Samarkand und Buchara werden ebenfalls Kapazitäten hinzukommen.

– Werden auch weniger bekannte, aber reizvolle Touristenziele erweitert?

– Ja, wir haben Murmansk im Norden und Pendshikent in Mittelasien für den Tourismus vervollkommnet. Die Karpatenstadt Tschernowzy bekommt das Hotel „Tscheremosch", Pjatigorsk das „Intourist", in Nowosibirsk wird 1989 ein neues Hotel übergeben, und weitere folgen in Irkutsk, Chabarowsk und Nachodka – am östlichen Ende der Sowjetunion. Ich möchte nicht vergessen, daß in den alten russischen Städten Nowgorod und Pskow, wie auch in Wolgograd oder in den südlichen Touristenzentren von Odessa, Simferopol und Suchumi Hotels gebaut werden, die dem internationalen Standard entsprechen. Außerdem werden ältere Hotels rekonstruiert und modernisiert. Die Kosten für all diese Maßnahmen sind verständlicherweise nicht gering. Ich meine, daß sich hinsichtlich der Erhöhung der Hotelkapazitäten für die Partner-Reisebüros der sozialistischen Länder ein perspektivreiches Feld eröffnet, um erfolgversprechende neue Wege zu suchen. So wäre beispielsweise daran zu denken, daß in Zukunft gemischte Gesellschaften ihre ökonomischen Kräfte vereinen, um gemeinsam bestimmte Projekte zu verwirklichen.

– Viele Touristenwege führen über Moskau. Manch reiselustiger DDR-Bürger kennt die Stadt schon besser als Berlin...

– Wir versuchen mit der Erweiterung von Direktflügen zu oder in die Nähe der Reiseziele dem zu begegnen. Ab Mai fliegen bereits Touristen, die Schiffsreisen auf Wolga und Don unternehmen, nach Kasan beziehungsweise nach Rostow am Don. Gedacht wird an eine Linie nach Mineralnyje Wody bei Pjatigorsk, so daß die Reisen in den Nordkaukasus schneller, damit auch bequemer werden.
Bewährt haben sich die in den letzten Jahren eingeführten Direktflüge nach Tbilissi, Jerewan, Sotschi und Taschkent.



Kischinjow fesselt den Besucher nicht nur mit einigen interessanten Fassaden (oben das Hotel „Intourist"), sondern in erster Linie mit dem Leben der südlichen Stadt. Besonders zur Herbstzeit lockt die Ernte von den Weinbergen und Obstplantagen viele Touristen nach Moldawien.

Nachodka (links der Segelhafen) wird als östlichstes Reiseziel der Sowjetunion ausgebaut.

– In den letzten Jahren sind Touristenzüge nicht mehr so gefragt. Woran liegt das?

– Der Komfort und der Service der Züge scheint den gewachsenen Ansprüchen der Passagiere nicht mehr zu entsprechen. Das Ministerium für Verkehr der UdSSR testet zur Zeit einen neuen Typ von Langstreckenwaggons. Übrigens wurde er in Zusammenarbeit mit der DDR entwikkelt und gebaut. Wir erhoffen uns viel von ihm. Und für uns als Reiseagentur steht bevor, die Programme für die Zugreisen zu erneuern, den Interessen der Touristen anzupassen.

– Etwas bescheiden ist noch immer das Angebot an PKW-Einzelreisen. Was ist dazu geplant?

– Um die PKW-Routen zu erweitern, bedarf es neuer Unterkünfte, Restaurants, Parkflächen und ähnlichem. Wir bauen zur Zeit mit Hilfe polnischer Spezialisten ein Motel bei Moshaisk, westlich von Moskau. Die Campingplätze „Märchenwiese" in Jalta und „Prolissok" bei Kiew werden modernisiert. Außerdem haben wir im nördlichen Teil des Landes, zwischen Ostsee und Belorußland, eine neue Route vorgesehen.

– In einigen Ferienheimen wird kein Alkohol verkauft.

– Da INTOURIST nicht genügend eigene Hotels besitzt, mieten wir auch Erholungsheime der Gewerkschaft. Dort gibt es diese Vorschrift.

– Wie wirkt sich das „Computerzeitalter" auf die Arbeit von INTOURIST aus?

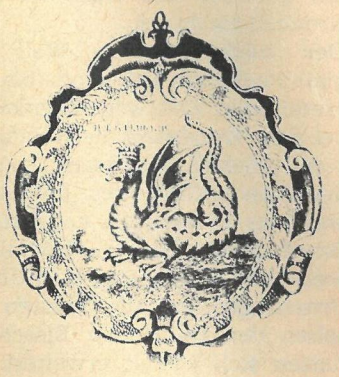
– Uns helfen die Computer mehr und mehr bei der Reservierung von touristischen und Reisedienstleistungen. Der Verkauf von Reisen wird beschleunigt, die Informationsmöglichkeiten der Touristen verbessert. Immerhin bieten wir DDR-Touristen praktisch die ganze Palette heute international üblicher Formen des Tourismus an.

– Können Sie einige nennen?

– Zum Beispiel haben wir im Jubiläumsjahr 28 Routen auf den Spuren der revolutionären Ereignisse von 1917 im Programm. Empfehlen kann ich auch solche Städte wie Charkow, Saporoshje oder Poltawa in der Ukraine. Winterreisen in den sonnigen Süden nach Jalta oder Sotschi sind erholsam, weil Sie nicht die Hektik der Sommermonate vorfinden, wohl aber meist angenehmes Wetter. Sehr erlebnisreich sind die Reisen zu den Festivals „Kiewer Frühling", „Russischer Winter" oder „Belorussischer Musikherbst". Aber wo auch immer Sie uns besuchen – überall wird man Sie herzlich willkommen heißen in unserem schönen, an Sehenswürdigkeiten so überaus reichen Land!

Heraldische Visitenkarten

Silant, der Panikmacher



Mitte des 13. Jahrhunderts entstand Kasan – die heutige Hauptstadt der Tatarischen ASSR – zunächst 45 km von der Wolga entfernt, ehe man den Ort Ende des 14. Jahrhunderts direkt ans Wolgaufer verlegte. Hier entwickelte er sich zum Zentrum des Chasaner Chanats, das bis Mitte des 16. Jahrhunderts existierte. Nachdem Iwan IV. – mit Beinamen der Schreckliche – 1552 Kasan eroberte, erschienen auf seinen Siegeln die ersten Abbilder jenes Fabelwesens, dessen Name zuerst Silant, später Basilisk war. Dieser galt in alter Zeit nicht nur als Schlangenkönig, sondern überhaupt als König (basileus) aller Gifttiere. Der Schlangenkönig von Kasan ist mit der sogenannten Gründungssage verquickt. Wie zu lesen, bemerkte man nach der Grundsteinlegung von Alt-Kasan, daß es an dieser Stelle von jenen Reptilien nur so wimmelte. Ein herbeigerufener tatarischer Schlangenbeschwörer vermochte sie zwar mit Bannsprüchen und Feuerstößen zu vertreiben; doch Silant, der Schlangenkönig, wich keinen Fußbreit von dem Berg Silantau, wohin er geflüchtet war, und peinigte die Bevölkerung nach wie vor. Erst als Chakim kam, ein schier allmächtiger Zauberer, sich der Sache annahm, das Ungeheuer überlistete und tötete, konnten die Bewohner endlich befreit aufatmen – soweit die Sage. In einem Ukas zum Siegel des 16./17. Jahrhunderts ist von „Flügel und Schwanzende goldfarben" die Rede. Seit dem 18. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag stellt das goldgekrönte und rotgeflügelte Fabelwesen die Hauptfigur im silbernen Wappenschild der tatarischen Metropole am oberen Lauf des Wolgastromes dar.

Heinz Machatscheck

FREIE WELT–Serie 3

Neun Monate lang schliefen die vier Polarforscher in einem Zelt, aßen aus einem Topf und drifteten auf einer Eisscholle, die sich in mehrere Teile aufspaltete: Papanin, Krenkel, Schirschow und Fjodorow. Wie alle Papanin-Leute erlangte damals auch Jewgeni Fjodorow (Foto unten) nach der gefahrvollen Drift von „Nordpol 1" 1937/38 legendäre Berühmtheit. Er gehörte zur ersten Garde der sowjetischen Arktisforscher. Seit seinem Bestehen verfolgte der Sowjetstaat das Ziel, im arktischen Ozean und seinen Nebenmeeren das ganze Jahr über Schiffahrt betreiben zu können, die nördlichen Randgebiete zu erschließen und diese in das Leben des gesamten Landes einzubeziehen. Wichtige Voraussetzung dafür schufen die Polarforscher mit ihrer harten und entbehrungsreichen Arbeit im rauhen Norden unseres Erdballs.

Lichter am Horizont

6. Februar. Neue Eispressungen haben eingesetzt. Die Schollen scheuern knirschend aneinander, an den Rändern unseres winzigen Bruchstücks haben sich schon Eiswälle gebildet. Allerdings bestehen sie vorläufig erst aus Schneebatzen und dünnem Eis, das sich in Spalten gebildet hat. Noch ist unser Bruchstück intakt.

Der nächstgelegene Wall ragt gleich nebenan auf, sieben bis zehn Meter vom Zelt weg. Krenkel hat bei dem Rundgang die Ränder unserer Scholle sorgsam geprüft, denn wir befürchteten, daß sie bei weiteren Pressungen endgültig zu Bruch gehen könnte. Glücklicherweise hörten aber gegen 16 Uhr die Pressungen auf, die Spalten zwischen den treibenden Eisschollen hatten sich wieder erweitert. Wir beobachteten ein interessantes Schauspiel: Bald näherten sich uns die einzelnen Teile unseres ehemaligen Lagers, bald entfernten sie sich wieder. Wir sahen, wie sich ganz nahe unsere Lebensmitteldepots vorbeischoben, von unserem Bruchstück durch offenes Wasser getrennt. Einmal trieb die hydrologische Winde, die wir schon ganz aus dem Auge verloren hatten, bis auf einen halben Kilometer zu uns heran. Wir wollten sie holen, aber es gelang nicht, sie trieb wieder davon. Dafür glückte es uns, aus einem der Depots Petroleum zu bergen.

7. Februar. Heute hat erneut Schneesturm eingesetzt. Am Morgen habe ich nach meinem Wachdienst die Koordinaten der gestrigen Positionsbestimmung berechnet: Wir waren in 24 Stunden bei sehr schwachem Winde 17 Seemeilen nach Süden getrieben.

Die „Taimyr" driftet auf 21 Grad östlicher Länge, also weit weg von uns. Die „Murmanez" ist irgendwo bei Jan Mayen in schwerem Eis steckengeblieben.

Flugplatz auf Eis

11. Februar. Schirschow und ich machten uns auf die Suche nach einem Landeplatz. Die „Taimyr" ist schon in der Nähe, ist ins Eis eingedrungen, hat ein ebenes Eisfeld gefunden und will die Flugzeuge ausladen. Weil in der Nähe unseres Lagers nirgends ein Flugzeug landen kann, wollen wir die weitere Umgebung inspizieren und sind auf Skiern nach Südwesten aufgebrochen.

Das Eis in den Spalten war schon so fest, daß es unser Gewicht ohne weiteres trug. Eisbewegungen waren nicht zu spüren. Alle fünfhundert Meter erstiegen wir einen Eisklotz und hielten nach allen Seiten Umschau. Nach etwa zwei Kilometern entdeckten wir bei einem hohen Packeiswall eine ebene Fläche. Mattweiß hob sie sich deutlich von dem zerklüfteten, geborstenen Eisfeld ab, das an zahllosen Brüchen und Kanten der Eisplatten Millionen Sonnenkringel reflektierte.

Fünfzehn Minuten später besichtigten wir die Fläche. Wahrscheinlich war das ein großes Stück offenes Wasser gewesen, das sich erst unlängst mit jungem, noch relativ dünnem Eis überzogen hatte. Kein einziger Schneerippel verunzierte die ideal ebene Oberfläche. Wie die an ihren Rändern aufgetürmten Trümmer zeigten, hatte das Eis hier schon mindestens dreißig Zentimeter Stärke erreicht, und die von der „Taimyr" mitgeführten Flugzeuge konnten auf diesem provisorischen Flugplatz leicht landen. Freudestrahlend eilten wir zur Mitte dieses Eisfeldes und maßen es mit Schritten aus – es ergab sich ein ebenes, dreihundert mal vierhundert Meter großes Viereck. Außerdem konnte man von den Packeiswällen, die das Feld säumten, unser Lager gut sehen.

Zurück gingen wir auf einem Umweg, um von Osten her ins Lager zu gelangen: Vielleicht fand sich ein „Flugplatz" in größerer Nähe. Aber wir entdeckten auch dort nichts Besseres. Wir berichteten Papanin und Krenkel über die Ergebnisse unseres Rundgangs. Da werden sich unsere Leute auf der „Taimyr" aber freuen! Die suchen schon nach einem Startplatz und brennen darauf, möglichst bald zu uns zu fliegen. In zwei, drei Flügen müßte sich wohl alles Notwendige von hier wegbringen lassen. Und drei, vier Schlittenladungen könnten wir schon täglich zum Flugplatz schaffen.

Das erste Schiff gesichtet

12. Februar. Gegen 9 Uhr früh jagte Krenkel uns alle aus den Federn.

„Licht am Horizont!" schrie er.

Wir bezweifelten das, krochen aber doch aus den Schlafsäcken. Solche „Lichter am Horizont" hatten uns nämlich dreimal in Aufregung versetzt, und jedesmal waren es dicht über dem Horizont stehende Sterne gewesen, die zufällig durch Wolkenfenster schauten.

„Jewgeni, Sterne können doch nicht anderthalb Stunden lang an ein und demselben Fleck stehen!" überzeugte mich Krenkel. „Ich sehe dieses Licht schon eine ganze Weile, da ich aber immer noch Zweifel hatte, wollte ich euch nicht wecken."

Als wir draußen waren, sahen alle dieses Licht im Osten. Ich richtete den Theodoliten darauf und überzeugte mich, es konnte kein Stern sein. Sein trüber Schein und seine Unbeweglichkeit bewiesen dessen irdische Herkunft.

Bisher hatten wir uns die Schiffe, die zu uns unterwegs waren, immer nur als Punkte auf der Karte vorgestellt. Wie schön, jetzt mit eigenen Augen die Scheinwerfer leuchten zu sehen! Tagsüber zogen wir wieder aus, um nach „Flugplätzen" zu suchen, diesmal nach Norden. Wir marschierten drei, vier Kilometer weit, konnten aber nichts Passendes finden. Als wir auf dem Rückwege einen hohen Packeiswall erklommen, bemerkten wir im Osten eine Rauchfahne. Nur schwer läßt sich beschreiben, wie sehr uns dieser Willkommensgruß der Heimat erfreute!

Nachts verabredeten wir per Funk mit der „Taimyr" den Austausch von Signalen: die Taimyrbesatzung mit dem Scheinwerfer, wir mit Leuchtpatronen. Um 10 Uhr blitzte am Horizont ein Licht auf. Zum gleichen Zeitpunkt befestigten wir eine Leuchtpatrone an einem langen Stab und zogen an der Schnur. Das Magnesium flammte auf, die Patrone baumelte an der Schnur, mit der wir sie an die Stange gebunden hatten. Papanin schwenkte die Stange kreisförmig über seinem Kopf, die unwahrscheinlich helle Flamme versprühte zischend ganze Ströme von Funken. Von der „Taimyr" aus sah man uns gut…

13. Februar. Heute ist es wärmer, wir haben jetzt Wolken mittlerer Höhenlage. Über Grönland steht wie gewöhnlich ein heller Streifen. Man sieht die schöne, aber rauhe gebirgige Küste. Das Eis ist ruhig. Die „Taimyr" hat einen passenden Platz gefunden und packt die Flugzeuge aus. Morgen wird man wahrscheinlich fliegen, aber das Barometer fällt rasch.

17. Februar. Kapitän Ostalzew hat uns am 14. gebeten, unseren Flugplatz zur Landung einer Maschine vorzubereiten. Schirschow, Papanin und ich zogen mit Schlitten und Geräten los. Aber der Flug fand nicht statt. Das Eis trieb nämlich auseinander, und die „Taimyr" nahm daher die Flugzeuge wieder an Bord, um näher an uns heranzufahren. In der Nacht vom 14. zum 15. kam ein weiterer Eisbrecher hinzu, die „Murman". Wir erfuhren davon aus den „Letzten Nachrichten" und sahen Licht: wahrscheinlich ihres. Am 15. erwarteten wir wieder eine Maschine. Schirschow, Papanin und ich wanderten zurück zum Flugplatz, diesmal ohne Schlitten. Als wir die Landefläche erreichten, sahen wir, daß Krenkel die Flagge aufgezogen hatte als Signal, daß das Flugzeug gestartet war. Dann bemerkten wir, daß er mehrere Büchsen mit Benzin nacheinander angezündet hatte, um Rauchzeichen zu geben. Das Wetter war ganz gut, aber das Flugzeug kam nicht. Schirschow und Papanin hörten zweimal entferntes Motorengeräusch. Daraufhin ging Papanin zum Lager, um sich zu erkundigen. Das Wetter verschlechterte sich – es fing an zu schneien. Die Wolken zogen tiefer dahin, und als gegen 19 Uhr unsere Flagge nicht mehr zu sehen war, liefen Schirschow und ich auch nach Hause. Schlechte Nachricht! Wlassow war zwar geflogen, hatte uns aber nicht gefunden und war zur „Murman" statt zur „Taimyr" zurückgeflogen. Von der „Murman" war Tscherewitschny zweimal gestartet, vom zweiten Flug jedoch nicht zurückgekehrt.

Am Morgen des 16. herrschte ebenfalls miserables Wetter, doch bes-

serte es sich rasch, und gegen 15 Uhr hatten wir gute Sicht. Es war ganz warm, um null Grad. Schirschow und ich schlugen vor, nach Tscherewitschny zu suchen, und zogen um 16 Uhr in Richtung Osten ab. Die Sonne verbarg sich hinter Wolken, das Packeis warf keine scharfen Schatten, alle fremden Objekte waren gut zu sehen. Links bemerkten wir einen dunklen Fleck und steuerten darauf zu. Unterwegs hörten wir Motorengeräusch, und um 18.40 Uhr sichteten wir eine „U 2" – sie flog zu unserem Lager. Wir verfolgten, wie sie über dem Lager, dann über dem Flugplatz kreiste. Schließlich landete sie. Wir setzten unseren Marsch auf den schwarzen Fleck zu fort – es war unsere Seilwinde.

Auf dem Rückweg sahen wir das Flugzeug starten. Nach anderthalb Stunden langten wir zu Hause an. Wie wir schon vermutet hatten, war es Wlassow gewesen, der Tscherewitschny suchte. Er hatte unser Lager entdeckt, war auf unserem Flugplatz gelandet, hatte Papanin angetroffen und war wieder gestartet, um weiterzusuchen.

Papanin wollte uns eine Überraschung bereiten und hatte das von Wlassow mitgebrachte Gastgeschenk versteckt – einen Kasten Bier und vierzig Mandarinen. Es wurde ein recht schmackhaftes Mittagessen: Soße, Suppe aus Bärenfleisch, Schokolade, dicker Fruchtsaft, Bier und Mandarinen.

Papanin hatte Wlassow mit aller Entschiedenheit erklärt, wir würden das Lager nicht verlassen, bevor Tscherewitschny nicht gefunden sei. Am 15. abends hatte er Ostalzew und Kapitän Kotzew von der „Murman" dies auch telegrafisch mitgeteilt.

Wir suchten weiter nach Tscherewitschny, diesmal in Richtung Südwesten. Es war trübe. Als wir etwa fünf Kilometer zurückgelegt hatten, trafen wir auf große ebene Eisfelder von ein bis anderthalb Kilometer Länge. Etwa zwei Stunden gingen wir auf diesen Eisfeldern umher, stiegen auf Packeiswälle, um die Umgebung in Augenschein zu nehmen – nichts zu sehen. Da entschlossen wir uns zur Umkehr. Das Wetter verschlechterte sich. Wie auch am 15. (dem Tag, an dem Tscherewitschny vermißt wurde) kamen von Norden her rasch Nebel und Schneefall auf.

Bei unserer Rückkehr fanden wir Papanin und Krenkel in heller Aufregung. Eine ganze Stunde lang hatte im Bereich des Lagers nämlich keine Sicht geherrscht, und sie hatten befürchtet, wir könnten uns verirren.

Unsere erste Frage war: „Etwas Neues?"

„Alles in Ordnung. Tscherewitschny ist gefunden."

Als Tscherewitschny sich am 15. auf seinem zweiten Flug befand, wurde die „Murman" von Nebel eingehüllt, der Pilot mußte zwanzig Kilometer nordwestlich vom Schiff notlanden und dort übernachten. Am 16. war dann beim Vorwärmen des Motors die Lötlampe kaputtgegangen. Der herbeigeeilte Wlassow hatte keine Lötlampe bei sich, er nahm daher Karabanow, den Kopiloten Tscherewitschnys, mit und sollte zur havarierten Maschine einen Bordmechaniker, zwei Lötlampen und heißes Motorenöl bringen. Auf der „Murman" aber entschied man, für die Nacht auch Tscherewitschny an Bord zurückzuholen und seine Maschine am nächsten Tag zum Schiff zu fliegen oder mit dem Schiff das Flugzeug anzusteuern. Wlassow kehrte also zur havarierten Maschine zurück und holte Tscherewitschny weg. „Toller Bursche, dieser Wlassow! Bei dem miesen Wetter heute so lange in der Luft!"

„Und nebenbei hat er für die ‚Taimyr' auch noch den Weg durchs Eis erkundet."

Froh und zufrieden machten wir uns mit gutem Appetit ans Mittagessen.

Nacht vom 18. zum 19. Februar. Gegen ein Uhr. Die Morgendämmerung brachte eine unerwartete Überraschung. Der Südwind hatte das Eis auseinandergeschoben, und etwa zwei Kilometer vom Lager entfernt gab es offenes Wasser. Mit Ungeduld warteten wir auf den Zwölf-Uhr-Funkkontakt, um die „Taimyr" und die „Murman" davon zu informieren. Später entdeckten wir, daß auch südlich von uns das Eis auseinandergetrieben, der „Flugplatz" abgeschnitten war.

Ermüdend lang zog sich die Zeit hin. Endlich zeigte sich gegen 16 Uhr ein Dampfer. Diesmal war es nicht nur ein Licht, keine dünne Rauchsäule, sondern ein richtiges Schiff – mit Masten und Schornstein, sogar sein Rumpf war gut zu erkennen! Wir kletterten aufs Packeis, starrten es aufgeregt durchs Fernglas an. Drei von uns kannten die „Taimyr" recht gut – nein, das war sie gar nicht. Also war es die „Murman", die da auf uns zu kam. Bevor sie das offene Wasser um uns erreichte, mußte sie noch einen vier bis fünf Kilometer breiten Streifen Eis überwinden. Den ganzen Abend beobachteten wir, wie sie eine Durchfahrt suchte und sich durch den Eisgürtel zu uns durchkämpfte.

Gegen 20 Uhr traf auch die „Taimyr" ein. Die Schiffe näherten sich einander und bahnten sich mit eingeschalteten Scheinwerfern gemeinsam den Weg. Um 23 Uhr stellte ich erneut astronomische Beobachtungen an. Vielleicht waren das unsere letzten Koordinaten.

Die letzte Nacht

Ich peilte die Schiffe mit dem Theodoliten an. Eine halbe Stunde zuvor hatten wir Funkverbindung mit ihnen gehabt. Wie von uns vermutet, blieben die Schiffe die Nacht über liegen, um am Morgen die Fahrt durch den Eisgürtel wieder aufzunehmen. Nach allen Informationen wollten Ostalzew und Kotzew morgen bei uns sein, demnach wäre die heutige Nacht unsere letzte im Lager. Zweitausendfünfhundert Kilometer war unsere Sowjetflagge vom Nordpol her durchs Eis gedriftet und hatte sich hier, zwischen Grönland und Jan Mayen, mit den beiden an den Masten sowjetischer Schiffe flatternden Flaggen vereint. Die zweihundertvierundsiebzigste Nacht auf der Eisscholle verrinnt. Reglos liegen die „Taimyr" und die „Murman" mit ihren Lichtern da.

In Gedanken möchte ich noch einmal unsere ganze Drift verfolgen und gewissermaßen Bilanz ziehen, wird sich doch morgen unser gesamtes Leben, wie es sich in all den Monaten eingespielt hat, mit einem Schlag ändern. Wir werden die inzwischen gewohnte Fellbekleidung ablegen, uns gründlich waschen, Zeitungen lesen, werden Menschen zu Gesicht bekommen, viele Menschen auf einmal, die eifrig waren, uns zu Hilfe zu eilen. Merkwürdig der Gedanke, daß ich jetzt wahrscheinlich zum letztenmal in meinen Schlafsack krieche!

Offenbar sind wir alle in solcher Bilanzstimmung. Wir reden nicht viel, sind etwas nervös, suchen das voreinander zu verbergen und beschäftigen uns mit allerlei Kleinkram. Wir verschnüren die Packen Hefte mit unseren wertvollen Aufzeichnungen, verstauen sie sorgfältig in die Rucksäcke. Die belichteten Filme stecken wir in schwarze Beutel. Fast alles Notwendige ist schon gepackt, nur die meteorologischen Geräte stehen noch auf ihren Plätzen: Am Morgen wollen wir noch eine Wettermeldung senden. Der Kochtopf ist bis oben voll von Borschtsch mit Fleisch, der würde für vier Tage reichen. Vielleicht müssen wir morgen zum erstenmal guten Borschtsch wegschütten, ohne daß es uns darum leid täte.

Nur Wesjoly ist nicht aufgeregt. Er begreift nicht, welche Ereignisse da heranreifen. Der Ordnung halber bellt er die Lichter der Schiffe an, rekelt sich und bereitet sich dann sein Lager. Wie gewöhnlich trampelt sich der Hund eine Grube im Schnee, wirtschaftet lange darin herum, probiert das Lager, winselt leise und gibt schließlich Ruhe.

Ab und zu pfeift eine Bö, ein paar Wolkenfetzen ziehen über uns hin. Im Schneehaus ist es warm. Ich schreibe, unsere unermüdlichen Schachspieler Krenkel und Papanin aber setzen, über das Brett gebeugt, schweigend ihre Figuren. Keinem ist nach Schlaf zumute.

– Ende –

Die meteorologische Station auf einem winzigen Schollenstück wird aufgelöst.

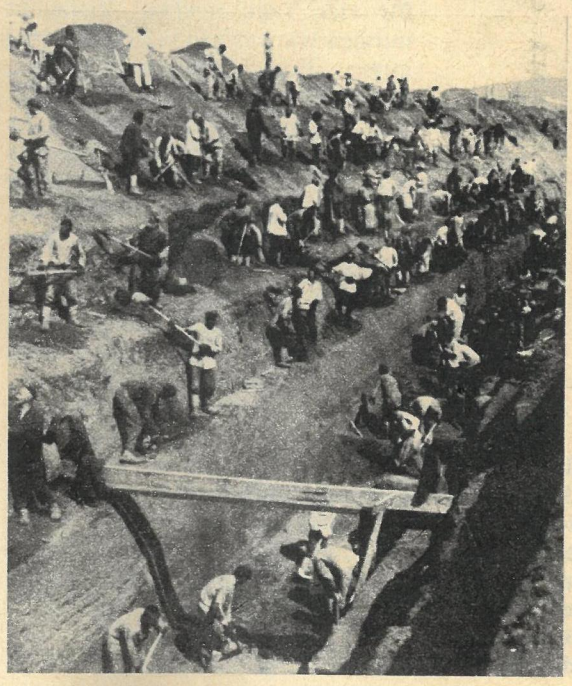
Aus Fjodorow: „Aus meinen Polartagebüchern", Brockhaus Verlag Leipzig, Fotos: Archiv
Übersetzung: Heinrich Täubert

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 17

DER STROHH

Herr Donner, ein deutscher Geschäftsmann, mithin ein unverdächtiger Zeuge, erlebte am 3. Mai 1924 im Haus Lindenstraße 22 den Überfall der Berliner Polizei auf die Handelsvertretung der UdSSR – die haarsträubende Geschichte stand hier als sechzehnte Szene aus der Stadtgeschichte – und schrieb, eben heimgekehrt, einen Brief an den deutschen Außenminister Stresemann. Das Vorgehen der Polizei nannte Augenzeuge Donner ein „wüstes Jagen". Der Geschäftsmann fürchtete die Folgen: nämlich eine „Schädigung der Interessen Deutschlands", denn „die wirtschaftlichen Beziehungen des Handels und der Industrie zu Rußland sind heute größer und wichtiger als die zu einem anderen Land". Der aufgebrachte Herr Donner ahnte nicht, was der deutschen Wirtschaft noch bevorstand.

Als die New-Yorker Börse am 29. Oktober 1929 einen Kreislaufkollaps erlitt, fiel der Kapitalismus in die schwerste Krankheit seiner Geschichte. Kein Land, die USA ausgenommen, litt mehr unter der Weltwirtschaftskrise als Deutschland. Die Industrieproduktion sank von 1929 bis 1932 auf die Hälfte. Die Schwerindustrie nutzte ihre Kapazität nur noch zu vierzig Prozent. Die Zahl der Arbeitslosen stieg rasch auf sechs Millionen, 44 Prozent aller Erwerbstätigen. Reichskanzler Brüning fürchtete „schwerste soziale und allgemeine Erschütterungen" und beklagte die „Ratlosigkeit in der ganzen Welt".



Arbeit für alle: Bau des Magnitogorsker Metallurgiekombinats – der schwere Anfang des ersten Fünfjahrplans

Selbstverständlich sprach der Kanzler von der Welt des Kapitals. In der Sowjetunion herrschte durchaus keine Ratlosigkeit, von Arbeitslosigkeit keine Spur. Als die New-Yorker Börse zusammenbrach, zog die UdSSR gerade Bilanz: im ersten Jahr des ersten Fünfjahrplans war die Industrieproduktion um 25, die der Schwerindustrie sogar um 31 Prozent gestiegen. Zu wenig für die ehrgeizigen Ziele. Das ganze Land also ein riesiger, aufnahmefähiger Markt.

Falls das Kapital eine Seele hat, war sie gespalten: zitterte in Furcht und Abscheu, wenn sie auf das Land der Revolution schaute, gierte gleichzeitig nach den verlokkenden „Russengeschäften", so der gängige Ausdruck jener Jahre, wenn sie in die eigenen Auftragsbücher blickte. Einen „Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift", nannte der Verband sächsischer Industrieller den „roten Handel". Und das Wasser stieg nicht nur in Sachsen. Sogar Krupp, Thyssen und die AEG griffen nach dem Strohhalm. 1931 gingen über 50 Prozent aller in Deutschland produzierten Werkzeugmaschinen in die UdSSR, mehr als 30 Prozent aller Röhren und allen Walzmaterials, 25 Prozent aller Bleche, Kessel und Automobile. Die Früchte von Rapallo: der Fünfjahrplan als Nothelfer deutscher Konzerne. Lohn und Brot für 300 000 deutsche Arbeiter. Der Export in die UdSSR näherte sich der Milliardengrenze. Daß er sie nicht überschritt, lag nicht an Moskau. Die „Bremser" saßen in Berlin.

„Es ist wirklich an der Zeit", sagte ein Mitarbeiter der sowjetischen Handelsvertretung schon 1927, „daß man die wirtschaftlichen Fragen vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus behandelt und daß man die deutsche Wirtschaft davon befreit, daß jeder Privatwirtschaftler aus der Frage, ob er zehn Kilogramm aus der Sowjetunion kaufen oder eine Maschine dorthin verkaufen soll, eine politische oder eine weltanschauliche Frage macht." Das war es, was manche Leute nicht konnten und nicht wollten.

Ein gewisser Professor Göbel sprach aus, was andere im stillen wünschten: „Umwälzungen" in der „inneren Wirtschaftspolitik" der Sowjetunion und, noch deutlicher, „erhöhte Bewegungsfreiheit... für den privaten Unternehmer". Wer war schon Professor Göbel? Gustav Stresemann war immerhin Außenminister des Deutschen Reiches. Er hoffte, durch Handel und Wandel „Rußlands Wirtschaft so eng mit dem kapitalistischen System der westeuropäischen Mächte zu verknüpfen, daß wir dadurch den Weg

Die große Krise: 6 Millionen Arbeitslose in Deutschland

HALM

Unter den Linden: Botschaft der UdSSR

and

ebnen für eine Evolution in Rußland, die meiner Meinung nach allein die Möglichkeit gibt, aus Sowjetrußland einen Staat und eine Wirtschaft zu machen, mit der sich leben läßt". Berliner Bankiers, und zwar keine kleinen Fische, unterstützten des Ministers fromme Wünsche auf ihre Art. Sie traten einem „Internationalen Gläubiger-Komitee" für „russische Wertpapiere" bei und schlossen sich dem Kreditboykott gegen die UdSSR an. Ein Schlag gegen den deutsch-sowjetischen Handel und ein Verstoß gegen den Vertrag von Rapallo, in dem beide Staaten auf alle gegenseitigen materiellen Ansprüche aus der Vergangenheit verzichtet hatten. Und Geheimrat Carl Bosch, Vorstandsvorsitzender des IG Farben-Konzerns, nahm den Traum schon für die Realität. Vier Monate nach dem „schwarzen Freitag" von New York verkündete er auf einer Sitzung im Reichswirtschaftsministerium, die IG Farben habe alle Geschäfte mit der Sowjetunion abgebrochen. Weshalb? Fünfjahrplan und Kollektivierung, so Bosch, seien zum Scheitern verurteilt: „Das ist der Anfang vom Ende! Jetzt erst kommt die wahre Katastrophe. Es kommt zum Zusammenbruch in Rußland."

Ein Jahr später reisten siebzehn deutsche Konzernmanager nach Moskau, weil die Katastrophe vor ihrer Tür stand: die Herren Klöckner und von Borsig für die gleichnamigen Firmen, Generaldirektor Köttgen für Siemens-Schuckert, Generaldirektor Poensgen für die Vereinigten Stahlwerke, Direktor Klotzbach für Krupp, Generaldirektor Pfeffer für die AEG ... Sie kehrten nicht mit leeren Händen zurück. Die Bestellungen der UdSSR erreichten 1931 die Rekordhöhe von 919 Millionen Mark. Am „Russengeschäft" partizipierten aber auch mittlere und kleine Betriebe, denen das Wasser schneller bis zum Hals stieg als den mächtigen Konzernen. Um nur wenige Berliner Namen zu nennen: die Askania AG lieferte optische Instrumente für 66 000 Mark, die Bamag Meguin AG Kompressoren für 1,4 Millionen, die Gebrüder Bolzani GmbH Laufkranbühnen für 15 000 Mark, die Egersdorfer Maschinen AG Pumpen für 142 000 Mark, die Firma Hasse & Wrede Drehbänke für 63 000 Mark, Loewe & Co. Schleif- und Fräsmaschinen für 379 000 Mark, die Julius Pintsch AG Verzinkungspfannen und Naphthadestillationsanlagen für 520 000 Mark.

Der „Berliner Börsenkurier" erschien am 7. Juli 1932 mit der Schlagzeile „Eisenindustrie lebt von Russenaufträgen". Die Berliner Zeitung „Germania", deren Spalten gewöhnlich jeglichem antisowjetischen Schwachsinn offenstanden, machte eine einfache Rechnung auf: Die Ausfuhr von Werkzeugmaschinen in die UdSSR stieg zwischen 1929 und 1932 von 10,6 auf 89,5 Millionen Mark; gleichzeitig sank der deutsche Export in alle anderen Länder von 89,3 auf 30,6 Millionen Mark.

Wie man sieht, handelte es sich um einen bemerkenswert dicken Strohhalm.

Fotos: Archiv

Die Neugier, eine Tugend

Nachdenken über Erwin Strittmatter

Ich sehe, daß es falsch ist, die Neugier als eine menschliche Untugend zu bezeichnen: Sie ist eine Kraft, die an der Entwicklung von Kunst, Wissenschaft und Zivilisation beteiligt ist, sie ist eine Kraft, die uns am Leben erhält.

Erwin Strittmatter
LEBENSZEIT ein Brevier.

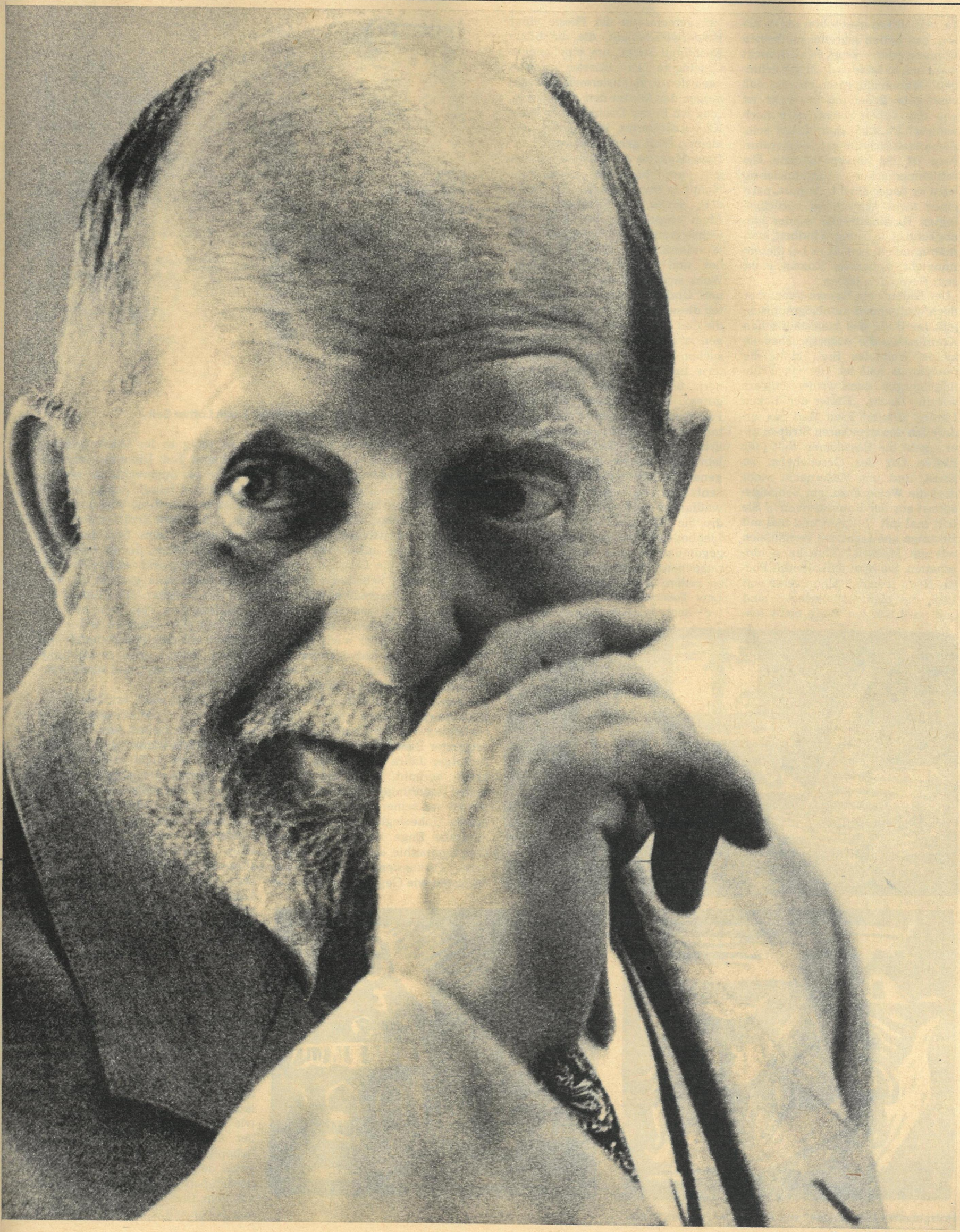
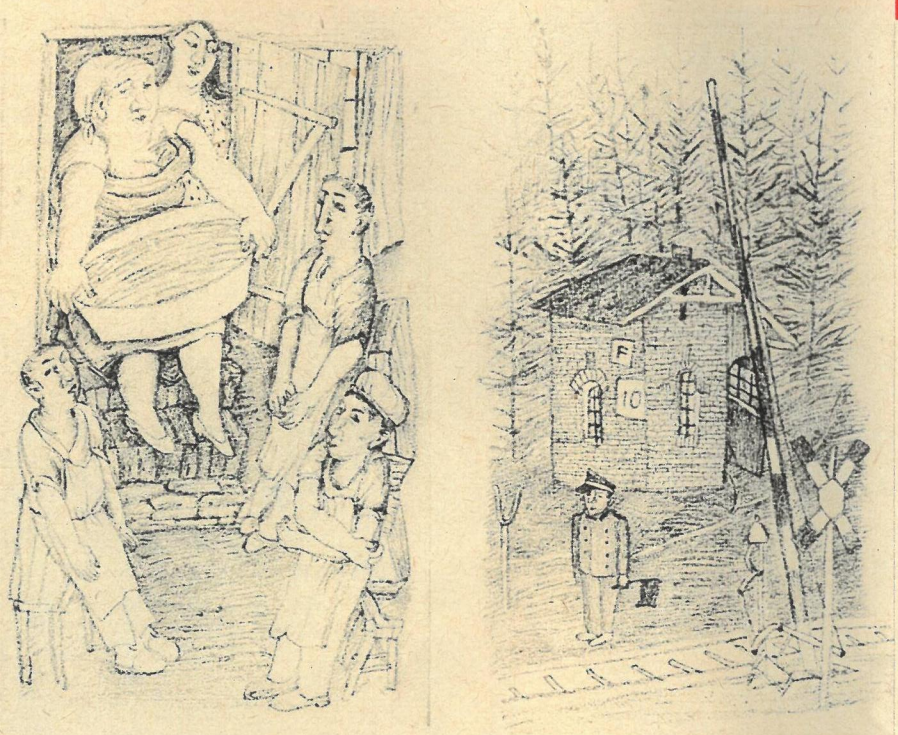


Foto: Barbara Köppe

Ja, wie oft hat man schon sagen hören, das Leben schreibe die besten Romane oder – wenn es auch nicht wahr sei, so wäre es doch gut erfunden! Manchmal geschieht es, daß eine gute Erfindung so wahr ist wie das Leben selbst, oder noch wahrer? Da kann man sicher sein: Es handelt sich um große Literatur. Nun ist der unverwüstliche Geschichtenmacher, fünfundsiebzig wird er heuer am 14. August, nach einer meist schreibend zurückgelegten Daseinsstrecke wieder hinabgetaucht in seine Kindheit, und man munkelt, er läßt es bei diesem nunmehr siebenten Roman nicht sein Bewenden haben.

„Der Laden", ein Roman zwar, aber doch weitgehend autobiographisch, gibt im Bilde des kleinstädtischen Kramladens die widerspruchsvolle kleine Welt des Esau Matt, die manchmal hell ist wie ein Frühlingsmorgen, dann wieder schwarz wie die Nacht. „Hinter der dicken Linde," sinniert Esau Matt das andere Ich des streitbaren Stritt-matter, „geht die Bossdomer Welt (der fiktive Ort des Geschehens) zu Ende, und um Mitternacht steht dort die Weiße Frau, ein Schloßgespenst aus der Raubritterzeit… Sie tritt mal mit Guttaten und mal mit Böstaten ans Licht, sie verhält sich wie ein Mensch." Man kann hinschauen, wo man will, überall Poesie. Nicht jene der Albumverse von 1919, die nicht totzukriegen sind und natürlich am Bilde nicht fehlen; gemeint ist die Poesie einer Kinderwirklichkeit, die die blaue Nachtigall sucht, um eine andere Geschichte zu zitieren, welche nach den romantisierenden Erzählungen der Mutter den Anstoß gab, „daß ich in der Dachkammer eines Kleinstadthauses, hart hinter dem kleinen Fluß, gezeugt wurde".

Esau Matt ist der jüngste, sozusagen am höchsten beglaubigte Knabe in der Reihe der Kinderhelden, denen der Erzähler seinen Atem eingehaucht hat: Lope, der Ochsenkutscher, Stanislaus, der Wundertäter, der kleine Pferderäuber und der prachtvolle Tinko. Wem sind sie nicht schon begegnet? Und wer kennt nicht den Vater dieser aufgeweckten Burschen, die den Erwachsenen knifflige Fragen stellen, ihren Platz im Leben suchen, mit Großvätern, Großmüttern und den geliebten Vierbeinern, besonders den Rössern, auf gutem Fuße stehen? Es hieße Pferde nach Dollgow bringen, wollten wir Erwin Strittmatter ausführlich vorstellen. Dort bei Gransee lebt und arbeitet er bekanntlich seit genau 30 Jahren auf seinem Schulzenhof, zu dem bisher Tausende gewallfahrtet sind, um dem Pony Pedro die Mähne zu kraulen, ihrem Lieblingsschriftsteller Aug in Auge gegenüberzustehen, aber auch sich ratsuchend Probleme von der Seele zu reden, wie einst die Verehrer Lew Tolstois zu ihrem „Beichtvater" nach Jasnaja Poljana kamen.



Kohlezeichnungen zu „Der Wundertäter" I. von Lothar Sell

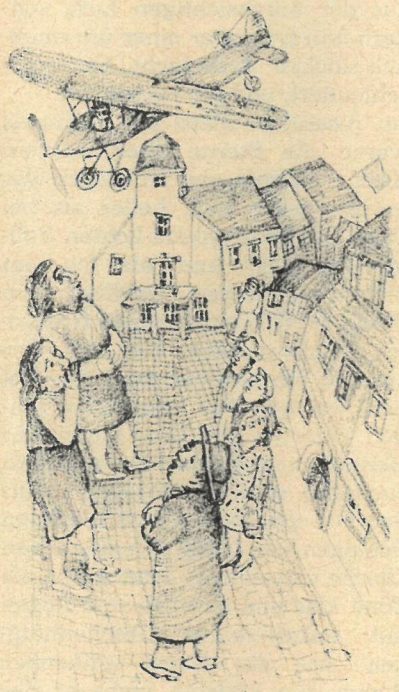
Letzterer war schon zu Lebzeiten eine Legende und in den Augen vieler seiner Anhänger ein Heiliger, was man von unserem Dichter nicht behaupten kann. Obwohl er ab und an schon, wie er einmal selbstironisch feststellte, die Funktion des Pfarrers mit übernommen habe. Groß ist die Lesergemeinde, Charaktere und Schicksale der Figuren sind so beschaffen, daß sich viele Leute, trotz mancher Kauzigkeit und Eigenbrötelei, mit ihnen identifizieren – aber auch reiben. Man vollzog die Entwicklung des Helden nach, liebte ihn wie einen lebendigen Menschen, haderte wegen seiner Fehler mit ihm oder war Mitleidender, wenn ihm etwas schiefging. Wie der Drauf- und Einzelgänger Bienkopp zu Anfang der sechziger Jahre die Festung Bürokratie berennt, um seine Ideen, seine Neuerungen durchzusetzen, wie er, von seiner Sache überzeugt, gegen Unbeweglichkeit und dogmatische Enge kämpft, das trug ihm Sympathie aber auch kontroverse Diskussionen ein! Sympathisanten wie Gegner waren sich in einem einig: in der Ablehnung von Bienkopps Tod. Die einen empfanden ihn als ungerecht, die andren als politisch falsch. Auf jeden Fall jedoch machte diese Wirkung deutlich, daß es dem Erzähler gelungen war, einen Mann herauszuheben und darzustellen, der es verdiente, in den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Interesses gerückt zu werden: den Neuerer, den Tüftler, den schöpferischen Typ, dem es nicht auf Geld oder Karriere ankommt, sondern auf den gesellschaftlichen Nutzen; darauf, „daß er im Zuge der Zukunft vorn", und nicht „hinten marschiert".

„Meine Frage war", erklärte Strittmatter dazu, „wie bringen wir in unserer Gesellschaft den Neuerer, den Vorwärtsdränger gut unter, so daß wir ihm nicht seinen Tatendrang beschneiden, aber auch nicht nach der anarchistischen Seite ausscheren lassen… Alle Neuerer haben zwar etwas von einem Eigenbrötler, von einem Starrsinnigen, einem Dickkopf, weil sie eine bestimmte Sache schon sehen, die ihre Umwelt noch nicht sehen kann."

Mit dem Spurenmacher Bienkopp war der Schriftsteller in Neuland vorgeprellt, war der Lebenslinie eines Unbequemen gefolgt, hatte ihn tragisch enden lassen. Die künstlerische Wahrheit dieses Buches hat gezeigt, daß sich auch in unserer Gesellschaft Neues nicht unwidersprochen durchsetzt. Nach zweijährigen Debatten erhielt der Neuerer Strittmatter für seine optimistische Tragödie den Nationalpreis.

Ein andrer Wegsucher ist Stanislaus Büdner, der Wundertäter, wie Ole ein Mann aus dem Volk, der, etwa gleichaltrig mit seinem Schöpfer, versucht, gegen die „Ungunst der Verhältnisse" einer bürgerlich-patriarchalischen Ordnung auf dem Dorf seine Vorstellungen von Lebensglück zu verwirklichen.

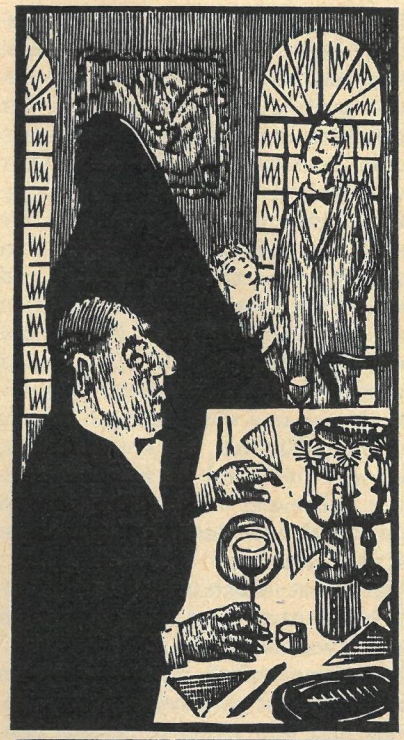
Holzschnitte zum „Laden" von Arno Mohr (s. auch S. 30)

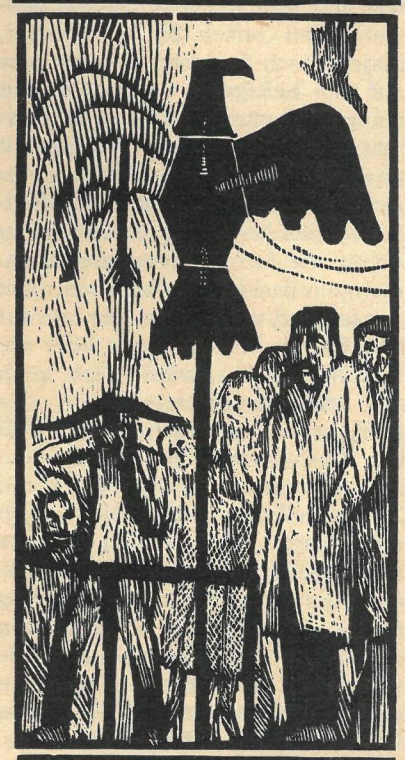


Seine Spurensuche beginnt damit, daß er, mit Witz und lebhafter Phantasie ausgestattet, seine Dorfgenossen durch „Weissagungen und Gedankenleserei“ verblüfft und in ihren Augen zum Wundertäter aufsteigt. Phantasie und Empfindungsreichtum offenbaren sich auch in ersten poetischen Versuchen. Er erlernt das Handwerk seines Autors, geht als Bäckergeselle auf Wanderschaft, bildet sich autodidaktisch weiter, gerät in die Maschinerie des Krieges Numero zwo, aus der er sich schließlich durch Desertion befreit. Alle Stationen seines Nachkriegslebens, ob als Arbeiter in einer Zellwollfabrik, als Redakteur der Parteizeitung, Braunkohlenkumpel oder Postbote begleitet seine „Schreibmanie“. Indem er seine Gedanken dem Papier anvertraut, löst er sich zeitweise von Zweifel und Selbstzweifel und kommt mit sich und seiner Umwelt ins reine… „Stanislaus Büdner und andere“, so Strittmatter, „handeln nach den inneren Gesetzen der Individualität. Sie sind nicht geschichtslos. Aber ich gebe keine Illustrierung von Geschichte… Eines aber ist für mich unumstößlich: Ein Held, der bei uns lebt, muß irgendwo einmal der Partei begegnen.“ Der Wundertäter, der in der Arbeit seinen Mann steht und aus seinen Erfahrungen den richtigen Schluß zieht, wird überzeugtes Mitglied der Partei. Als Talent entdeckt, wird seine Schreibtätigkeit, zunächst reine Selbstverständigung, öffentlich und erhält so einen gesellschaftlichen Sinn. Als Erwin Strittmatter aus dem Krieg zurückkehrte, wollte er „wissen, wer ich bin, weshalb ich lebe.“ Dann… weil es an Geschichten aus der unmittelbaren Gegenwart nach 1945 fehlte, „fabrizierte“ er aus politischer Notwendigkeit Geschichten. Diese Schreibmotivation pflanzte der Schriftsteller auch dem Stanislaus Büdner ein. Er ließ ihn einige wesentliche eigene Lebenssituationen durchlaufen und gestaltete so eine zwar vollkommen individuelle und doch auch wieder zeittypische Entwicklung, hinter der historische und soziale Prozesse sichtbar werden. Die Bienkopps und die Büdners sind im Grunde aus einem Holz geschnitzt: Scharfe Beobachter, unbequeme Frager, dick- und querköpfige Durchsetzer, versehen mit ungebändigter Neugier in einer Welt voller Ecken und Kanten. Sie sind Knorren und haben etwas vom Charakter ihres Erzeugers geerbt und sich ein Stück von seinem Leben herausgeschnitten.

Die Hauptgestalt im Ensemble Strittmatterscher Helden ist zweifellos der Wundertäter, mit dessen Lebensbeschreibung der sozialistische Entwicklungsroman in unserer Literatur eine neue Qualität erreicht hat. Stanislaus Büdners Ankunft im Sozialismus vollzieht sich nicht ohne Widersprüche. Held und allwissender Erzähler gehen sie mit Humor und satirischer Bissigkeit an. Aber, obwohl der Wundertäter das Wunder-Tun längst an den Nagel gehängt hat, hat er doch die Fähigkeit, sich zu wundern nicht verloren. Wer das Wundern nämlich auch im reifen Alter nicht verlerne, sagt der Weise vom Schulzenhof, hätte vielleicht das Zeug zum Dichter. Der Dichter in Strittmatter hat sich diese Fähigkeit im höchsten Grade bewahrt. Immer wieder entdeckt er aufs neue die Poesie des Lebens, sie ist nicht Mittel der Verklärung von Wirklichkeit, in ihrem Licht werden die Konturen schärfer, die Dinge erhalten ihre Ursprünglichkeit zurück.

Naive Anschauung und Wissen um die Dinge werden in der poetischen Prosa Strittmatters aufgehoben und zu einem schon sprichwörtlich gewordenen „Strittmatter-Stil“ verschmolzen. Zum Beispiel Esau Matt – auch er ist wie seine Vorgänger naiver Held, der sich erst allmählich ins Dasein tastet, aber er ist nicht naiv im Sinne von Einfalt, sondern von ursprünglicher, unbefangener, unverstellter Umweltbetrachtung. Stanislaus Büdner freilich hat eine längere Wegstrecke, weshalb seine Naivität mit zunehmender Erkenntnis abnimmt, was seiner im übrigen poetischen Wirklichkeitssicht nicht im geringsten schadet. Seine Lebenszickzacklinie verdeutlicht die Dialektik unserer geistigen Entwicklung. In der Kindheit sind wir den Dingen näher, die einfache Wahrheit des Märchens beherrscht unser Fühlen und Denken, Gut und Böse sind streng voneinander getrennt. Aber eines Tages reicht uns diese einfache Wahrheit nicht mehr, um die vertrackte Welt der Erwachsenen zu durchschauen, wir sehen die seltsamsten Kreuzungen und Vermischungen der menschlichen Natur, wir blicken in Abgründe und Weltzusammenhänge, und allmählich enthüllen uns wachsende Erfahrung und gereifter Verstand jene Geheimnisse, an deren Lösung wir ein ganzes Menschenleben arbeiten. Und erst, wenn wir halb wissend, halb ahnend ihnen auf die Spur gekommen, erfahren und erreichen wir etwas von dem, was wir Weisheit nennen. Naivität, mit der Strittmatter seine Figuren ausrüstet, wurde nicht selten auch ihm selbst nachgesagt. In einem Brief Eva Strittmatters wird diese Auffassung widerlegt: „Diese Naivität“, so schreibt sie, „ist ein reines Kunstmittel, und wenn man so will, eine intellektuelle Leistung… Natürlich kommt er aus dem Volk, aber als einer, der weit weg war und zurückgekehrt ist…“ Er habe sich von den Leuten seiner ursprünglichen Umgebung entfernt, um sich ihnen auf höherer Bewußtseinsstufe wieder zu nähern.





Holzstiche zu „Der Wundertäter“ II. von Eduard Albrecht

Lope, Tinko oder der frühe Stanislaus spüren und verabscheuen Ausbeutung und Unterdrückung und Ungerechtigkeiten und machen sich ihren eigenen Vers darauf, aber die Ursachen der „Ungunst der Verhältnisse“ bleiben ihnen verborgen.

Der Erzähler weiß selbstverständlich mehr als seine Figuren, er weiß alles über die Gesellschaft, und er weiß, daß seine Leser mehr oder alles wissen. Da kommt so etwas wie ein stilles Einverständnis zwischen Autor und verständigem Publikum auf, ein Vertrauensverhältnis. Beide verfolgen voller Interesse den argen Weg der Erkenntnis, die Suche des Helden nach Wahrheit. Aber wie im Leben, so auch in der Kunst bleiben auch Fragen offen, und der Leser muß versuchen, sie selbst zu beantworten. Es ist ein, wie ich es nennen möchte, schwebendes Verfahren, dessen sich Strittmatter bedient. Er knüpft ein Band von eigenen Erfahrungen zu den Erfahrungen der Leser seiner Generation – er vertraut dem Wissen, und wo es nicht ausreicht, dem Mitgefühl und der Erkenntnisfähigkeit der Jungen. Denn „Sobald die Menschen zu essen und das Nötigste zum Leben haben, fängt der einzelne Mensch an zu fragen: Wo komme ich her? wo gehe ich hin? wie muß ich sein, damit ich meinen Aufenthalt auf Erden rechtfertige? Diese Fragen ziehen sich durch die Geistesgeschichte der Menschheit, und um ihretwillen (nicht um ihrer selbst willen) werden Revolutionen gemacht…“

Ich muß präzisieren: Das Leben schreibt keine Romane, es ist der Rohstoff, aus dem Dichter wie Strittmatter Romane machen. Aber außer diesem Rohstoff braucht man eben auch die blaue Nachtigall. Sie zu finden scheint so leicht zu sein und ist dennoch das Schwerste.

Helmut Zemke

(Illustrationen: Arno Mohr – Zehn Holzschnitte zum Buch von Erwin Strittmatter „Der Laden“ / Illustrationen zu „Der Wundertäter“ sämtlich Aufbau-Verlag Berlin)

Der 1871 in Orel geborene und 1919 in Finnland gestorbene Leonid Andrejew gehört zu den kritischen Realisten in der russischen Literatur, die mit den revolutionären Kräften sympathisierten, später aber einem tiefen Lebenspessimismus dichterischen Ausdruck verliehen. Eines seiner bekanntesten Werke ist die Antikriegserzählung „Das rote Lachen", die auch ins Deutsche übersetzt wurde. Die hier abgedruckte Geschichte entnahmen wir der im Aufbau-Verlag unter dem Titel „Das rote Lachen" erschienenen Anthologie von Andrejew. Die Übersetzung besorgte Margit Bräuer.

Die Sturmglocke

Leonid Andrejew

In jenem heißen und unheilvollen Sommer brannte alles. Es brannten ganze Städte, Dörfer und Siedlungen; der Wald und die Felder boten ihnen keinen Schutz mehr: gehorsam loderte der wehrlose Wald auf, und wie ein rotes Tischtuch breitete sich das Feuer über die ausgetrockneten Wiesen. Am Tage verbarg sich die glutrote, trübe Sonne im beißenden Rauch, doch nachts flammte am Himmel hier und dort lautloser Feuerschein auf, zuckte in stummem phantastischem Tanz, während seltsame, bizarre Schatten von Menschen und Bäumen über die Erde krochen wie unbekanntes Gewürm. Die Hunde ließen nicht mehr ihr Begrüßungsgebell hören, mit dem sie den Wanderer schon von weitem einluden und ihm Obdach und Wärme verhießen, sondern heulten langgezogen und klagend oder schwiegen finster und verkrochen sich im Keller. Und die Menschen, wie die Hunde, sahen sich mit bösen und erschrokkenen Augen an und sprachen laut von Brandstiftungen und geheimnisvollen Brandstiftern. In einem abgelegenen Dorf hatte man einen Greis erschlagen, der nicht wußte, wohin er wollte, und dann heulten die Weiber über dem Erschlagenen und beklagten seinen grauen Bart, der von dunklem Blut starrte.

Jenen heißen, unheilvollen Sommer verbrachte ich auf einem Landgut, wo es viele alte und junge Frauen gab. Tagsüber wurde gearbeitet, gesprochen und wenig an die Brände gedacht, doch wenn die Nacht anbrach, packte uns Furcht. Der Besitzer fuhr häufig in die Stadt; dann machten wir nächtelang kein Auge zu und streiften ängstlich um das Gut, auf der Suche nach einem Brandstifter. Wir drückten uns aneinander und sprachen im Flüsterton, die Nacht aber war lautlos, und die Gebäude ragten finster und fremd empor. Sie schienen uns unbekannt, als hätten wir sie nie zuvor gesehen, und schrecklich anfällig, als warteten sie geradezu auf das Feuer und seien bereit niederzubrennen. Auf einmal leuchtete in einem Mauerspalt vor uns etwas Helles auf. Es war der Himmel, wir aber dachten, es sei Feuer, und die Frauen stürzten schreiend und schutzsuchend zu mir, der ich damals noch fast ein Knabe war.

Mir selbst verschlug es vor Schrekken den Atem, und ich konnte mich nicht von der Stelle rühren…

Manchmal erhob ich mich mitten in der Nacht vom heißen, zerwühlten Bett und kletterte durchs Fenster in den Garten. Es war ein alter, majestätisch-finsterer Garten, der auf den heftigsten Sturm nur mit einem verhaltenen Grollen antwortete; unten herrschte Dunkelheit und Totenstille wie im tiefsten Abgrund, oben jedoch war ein undeutliches Rascheln und Rauschen zu hören wie fernes getragenes Stimmengemurmel. Als wollte ich mich vor jemand verstecken, der mir auf den Fersen war und mir über die Schulter blickte, schlich ich mich ans entgegengesetzte Ende des Gartens, wo auf einem hohen Wall ein Flechtzaun stand, hinter dem sich weit hinab Felder, Wälder und in Dunkelheit gehüllte Siedlungen erstreckten. Die hohen, düster schweigenden Linden traten auseinander und gaben mir den Weg frei – und zwischen ihren dicken schwarzen Stämmen, durch die Öffnungen des Zauns, zwischen dem Laub hindurch sah ich etwas Entsetzliches und Ungewöhnliches, das mein Herz mit bangem Grauen erfüllte und meine Beine zu beben und schlottern begannen. Ich sah den Himmel, doch es war kein dunkler, ruhiger Nachthimmel, sondern ein rosaroter Himmel, wie es ihn weder am Tage noch nachts gibt. Die mächtigen Linden standen ernst und schweigsam da und schienen, wie die Menschen, auf etwas zu warten, der Himmel aber leuchtete in einem unnatürlichen Rosarot, und über ihn zuckte und züngelte glutrot der unheildrohende Widerschein der brennenden Erde. Langsam ballten sich Rauchsäulen und stiegen empor, und daß sie so lautlos waren, während es unten prasselte und krachte, so gemächlich und majestätisch, während unten alles durcheinanderstürzte – lag etwas Mysteriöses, lag die gleiche entsetzliche Unnatürlichkeit wie in der rosaroten Färbung des Himmels.

Als besännen sie sich plötzlich, begannen die hohen Linden alle auf einmal mit den Wipfeln zu tuscheln und verstummten ebenso plötzlich, in finsterer Erwartung erstarrend. Es wurde still wie in einem tiefen Abgrund. Weit hinter mir spürte ich das aufgeschreckte Haus, voll von angsterfüllten Menschen, um mich herum drängten sich wachsam die Linden, und vor mir wogte lautlos ein rosaroter Himmel, wie es ihn weder am Tage noch des Nachts gibt.

Und weil ich ihn nicht ganz, sondern nur zwischen den Bäumen hindurch sah, erschien er mir noch schrecklicher und unbegreiflicher.

Es war Nacht, und ich schlief unruhig, als ein dumpfer und abgerissener Laut an mein Ohr drang, der unter dem Fußboden hervorzukommen schien, in das Gehirn drang und dort erstarrte – wie ein runder Kieselstein. Auf ihn folgte ein zweiter, ebenso kurz und dumpf, und der Kopf wurde schwer und schmerzte, als fielen dicke Tropfen geschmolzenen Bleis auf ihn herab. Die Tropfen bohrten sich ins Hirn und verbrannten es, es wurden immer mehr, und bald füllten sie wie ein dichter Regen von abgerissenen, heftigen Lauten meinen Kopf.

„Bam! Bam! Bam!" Es war, als schleudere jemand Gigantisches, Gewaltiges voll drängender Ungeduld in alle Himmelsrichtungen hinaus.

Ich öffnete die Augen und wußte sofort, daß es die Sturmglocke war und daß das nächstgelegene Dorf Slobodistschi brannte. Das Zimmer war dunkel und das Fenster geschlossen, doch von dem schrecklichen Ruf schien es mit allen Möbeln, Bildern und Blumen auf die Straße hinauszutreten, und weder die Wände noch die Decke waren zu spüren.

Ich erinnere mich nicht, wie ich in meine Kleider kam, und ich weiß nicht, warum ich allein, ohne die anderen, losrannte.

Entweder hatten sie mich, oder ich hatte ihre Existenz vergessen. Die Sturmglocke rief beharrlich und dumpf, als kämen die Laute nicht aus der durchsichtigen Luft, sondern würden unter einer unermeßlich dicken Erdschicht hervorgeschleudert, und ich rannte los.

Im rosaroten Glanz des Himmels waren die Sterne über meinem Kopf erloschen, und im Garten war es entsetzlich hell, heller als bei Tage und in strahlend-lichten Vollmondnächten, und als ich am Flechtzaun ankam, erblickte ich durch die Öffnungen etwas Grellrotes, Wildwogendes, das sich verzweifelt hin und her warf. Die hohen, wie mit Blut bespritzten Linden zitterten mit den rundlichen Blättern und drehten sie ängstlich zur Seite, doch ihre Stimmen wurden von den kurzen und kräftigen Schlägen der heftig schwingenden Glocke verschluckt. Jetzt waren die Töne klar und deutlich und flogen mit wahnsinniger Geschwindigkeit, wie ein Hagel glühender Steine. Sie kreisten nicht in der Luft wie die Tauben des stillen Abendläutens, sie zerflossen darin nicht wie die kosenden Wogen des feiertäglichen Meßgeläuts, sie flogen pfeilgerade wie die Künder drohenden Unheils, die keine Zeit haben, sich umzublicken, die Augen vor Entsetzen geweitet.

„Bam! Bam! Bam!" Sie flogen mit unbändiger Schnelligkeit, die starken überholten die schwachen, und alle zusammen drangen sie in die Erde ein und bohrten sich in den Himmel.

Ebenso pfeilgerade rannte ich über

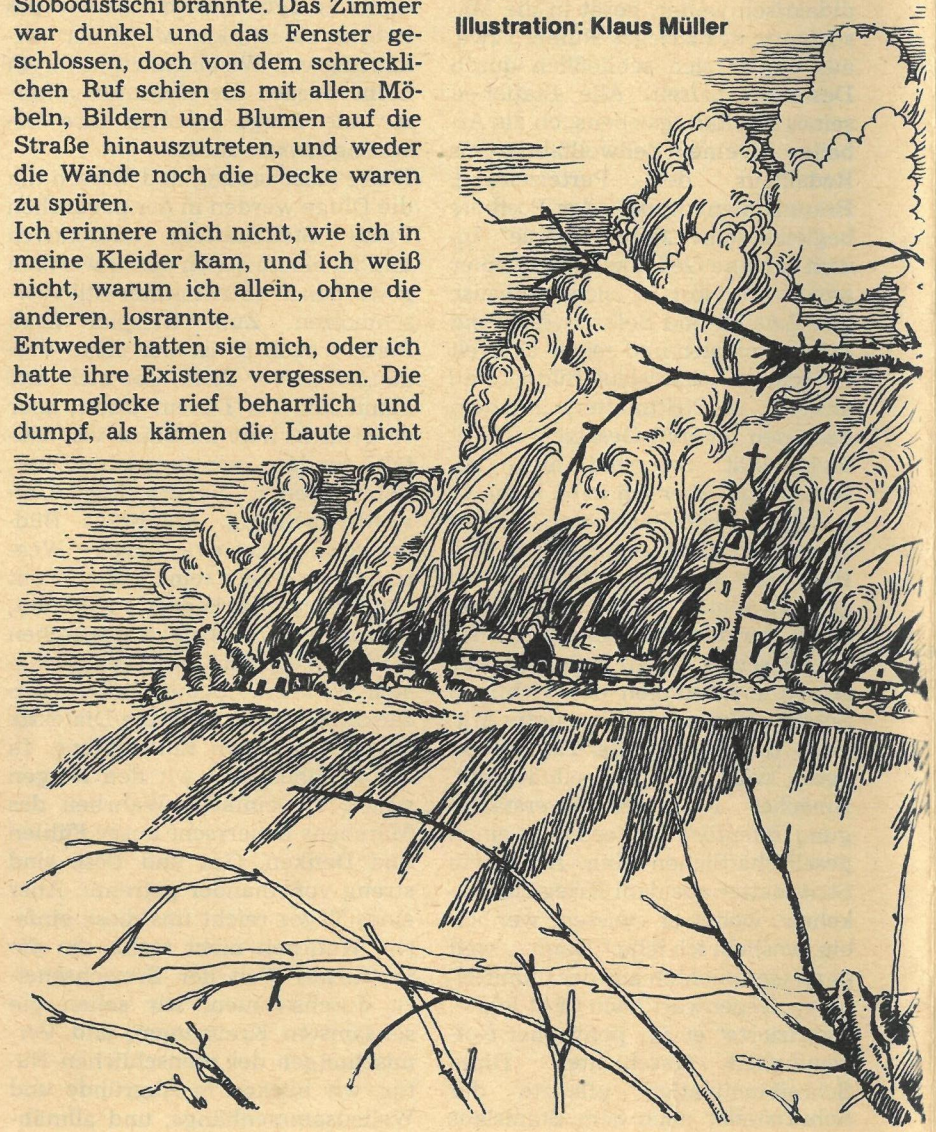


Illustration: Klaus Müller

das große gepflügte Feld, das im blutig-flackernden Widerschein trübe schimmerte wie die Schuppen eines riesigen schwarzen Tieres. Über meinem Kopf, in schwindelnder Höhe, jagten einsame grelle Funken dahin, vor mir aber im Dorf wütete das entsetzliche Feuer, in dem Häuser, Tiere und Menschen in einem einzigen Scheiterhaufen verbrannten. Dort, hinter der bizarren Silhouette der schwarzen Bäume, die bald rund, bald spitz wie Lanzen waren, bäumte sich eine grelle Flamme, bog hochmütig den Hals wie ein wild gewordenes Pferd, sprang hoch, schleuderte brennende Fetzen von sich in den schwarzen Himmel und beugte sich nach neuer Beute gierig zu Boden. Vom schnellen Lauf rauschte es mir in den Ohren, das Herz hämmerte rasend und laut, und noch schneller als seine Schläge trafen die unregelmäßigen Schläge der Sturmglocke meinen Kopf und meine Brust. In ihnen war so viel Verzweiflung, daß es schien, als sei es nicht eine kupferne Glocke, die da schlug, sondern das Herz der schmerzensreichen Erde selbst, das in Todeskrämpfen zuckte.

„Bam! Bam! Bam!“ kam es gellend aus der glühenden Feuersbrunst, und es war kaum zu glauben, daß diese machtvollen und verzweifelten Schreie sich dem Glockenturm der Kirche entrangen, der so klein und zierlich, so sanft und still war wie ein Mädchen im rosaroten Kleid.

Ich fiel zu Boden und setzte mich auf die trockenen Erdklumpen, die unter meinen Händen zerbröckelten; dann stand ich auf und raste weiter, und mir entgegen raste das Feuer und der gellende Ruf der Sturmglocke. Man hörte bereits das Prasseln von Holz, das die Flammenzungen verschlangen, und den vielstimmigen Schrei der Menschen, der voller Verzweiflung und Angst war. Und wenn das züngelnde Schlangenzischen des Feuers nachließ, vernahm man deutlich ein unaufhörliches Stöhnen: Es heulten die Frauen, und das Vieh brüllte in panischem Schrecken.

Ein Sumpf brachte mich zum Stehen. Ein ausgedehnter, verwachsener Sumpf, der sich nach beiden Seiten unübersehbar erstreckte. Ich ging hinein, das Wasser reichte mir bis zu den Knien, dann bis zur Brust, aber der Sumpf begann mich hineinzuziehen, und so kehrte ich ans Ufer zurück. Gegenüber, ganz nahe, wütete das Feuer und schleuderte goldene Funkengarben zum Himmel, die wie feurige Blätter eines riesigen Baums aussahen; schwarz eingerahmt von Schilf und Riedgras, glänzte das Moorwasser wie ein feuriger Spiegel, und die Sturmglocke rief verzweifelt, in Todesqualen: „Komm, so komm doch!“

Ich rannte am Ufer auf und ab, gefolgt von meinem schwarzen Schatten, und als ich mich zum Wasser hinabbeugte, um seinen Grund zu ertasten, blickte mir aus dem schwarzen Abgrund ein feuriges Gespenst entgegen, und in den verzerrten Gesichtszügen, den zerwühlten Haaren, die wie durch eine schreckliche Macht vom Kopf abstanden, vermochte ich mein eigenes Spiegelbild nicht zu erkennen.

„Herrgott im Himmel, was ist das?“ flehte ich händeringend.

Die Sturmglocke rief. Es war kein Flehen mehr, sie schrie wie ein Mensch, stöhnte und keuchte. Die Töne folgten nicht mehr regelmäßig aufeinander, sondern überschlugen sich, hastig, ohne Nachhall ersterbend, neu erstehend und wieder ersterbend. Abermals beugte ich mich zum Wasser hinab, und neben meinem Spiegelbild erblickte ich ein zweites feuriges Gespenst, groß, hoch aufgerichtet und zu meinem Entsetzen dennoch einem Menschen ähnlich.

„Wer ist das?“ rief ich und drehte mich um. Neben mir stand ein Mann und schaute schweigend auf das Feuer. Sein Gesicht war bleich, und nasses, noch nicht getrocknetes Blut bedeckte seine Wange und glänzte, das Feuer widerspiegelnd. Angezogen war er einfach, wie ein Bauer. Vielleicht war er schon hier gewesen, als ich angerannt kam und vom Sumpf aufgehalten wurde; vielleicht war er auch erst später gekommen, doch ich hatte ihn nicht gehört und wußte nicht, wer er war.

„Es brennt,“ sagte er, ohne die Augen vom Feuer zu wenden. In ihnen zuckte der Widerschein des Feuers, und sie wirkten groß und gläsern.

„Wer bist du? Und woher?“ fragte ich. „Du bist voll Blut.“

Er fuhr mit seinen langen, mageren Fingern über die Wangen, betrachtete sie und starrte erneut auf das Feuer.

„Es brennt“, wiederholte er, ohne mich zu beachten. „Alles brennt.“

„Weißt du nicht, wie man dort rüber kommt?“ fragte ich und trat einen Schritt zurück: Ich ahnte, daß das einer von den vielen war, die dieser unheilvolle Sommer um den Verstand gebracht hatte.

„Es brennt“, antwortete er. „Ooh! Es brennt!“ schrie er und lachte, mich zärtlich anblickend und den Kopf hin und her schaukelnd. Die sich überschlagende Sturmglocke verstummte plötzlich, und die Flamme prasselte lauter. Sie bewegte sich wie lebendig und streckte erschöpft die langen Arme nach dem verstummten Glockenturm. Dieser wirkte jetzt, aus der Nähe, groß, und statt des rosa Kleides trug er bereits ein feuerrotes. Oberhalb der dunklen Öffnung, wo die Glocken hingen, zeigte sich ein zaghaftes und ruhiges Flämmchen, wie eine Kerzenflamme, und warf einen fahlen Widerschein seitlich auf die kupferne Glocke. Diese erbebte von neuem und sandte ihre letzten wahnsinnigen Verzweiflungsrufe aus, und wieder rannte ich am Ufer auf und ab, gefolgt von meinem schwarzen Schatten.

„Ich komme! Ich komme!“ antwortete ich jemandem, der mich rief. Der lange Kerl aber saß ruhig hinter mir, die Knie mit den Händen umfaßt, und sang laut im Verein mit der Glocke: „Bam! Bam! Bam!

„Du hast den Verstand verloren!“ rief ich ihm zu, doch er sang immer lauter und fröhlicher: „Bam! Bam! Bam!“

„Sei still!“ flehte ich.

Doch er lächelte und sang, den Kopf hin und her schaukelnd, und in seinen gläsernen Augen entbrannte ein Feuer. Er war schrecklicher als die Feuersbrunst, dieser Irrsinnige, und ich machte kehrt und rannte das Ufer entlang. Doch ich hatte noch keine zehn Schritte zurückgelegt, als neben mir lauthals seine Gestalt im flatternden Hemd emporwuchs: Er rannte schweigend wie ich, mit langen, keine Müdigkeit kennenden Schritten, und schweigend folgten uns über das gepflügte Feld unsere schwarzen Schatten.

November 1901

Verliebte sehen in der Welt nur sich; doch sie vergessen, daß

Die Augen sind Fenster des Gemüts, die fünf Sinne Türen des Verstandes. Zincgref

György Mikesch

Sehstörungen

„Nun, wo fehlt es uns denn?" fragt der grauhaarige, gutmütig aussehende Arzt.

„Ich bitte Sie, Herr Doktor, helfen Sie meinem Mann!" antwortete aufgeregt Frau Werpelet. „Er hat irgend etwas mit den Augen. Dabei ist sein Sehvermögen tadellos, aber er bemerkt einfach keine Frauen mehr." „Und das beunruhigt Sie? Meiner Meinung nach sollten Sie darüber sehr froh sein." „Schon, schon, Herr Doktor. Aber das schlimme an der Sache ist: Er sieht auch mich nicht! Wenn ich mich hinsetze und sage: ‚Geza, sieh mich an! Geza, kannst du mich hören? Sieh mich doch bitte einmal an! Ja, so ist es gut! Und nun antworte mir, wen du erkennst!' Er aber entgegnet: ‚Nicht wen, sondern was ich erkenne, willst du sicher wissen. Ich sehe einen Nagel an der Wand. So ein reizendes kleines Nägelchen…' Und so geht das Tag für Tag. Doch schuld daran bin ich selber!" setzte die Werpelet fort und fing an zu weinen. „Unaufhörlich habe ich ihn zurechtgewiesen: ‚Wohin siehst du jetzt schon wieder? Gib es zu, daß du die Blondine dort drüben beobachtet hast!' Mein Mann jedoch gibt gelassen zur Antwort: ‚Nein, sie interessiert mich überhaupt nicht. Ich habe gerade versucht, die Marke des grünen Autos festzustellen, das soeben vorüberfuhr. Außerdem fiel mein Blick in das Schaufenster hier, in dem sich ein Schornstein spiegelt, ein Vögelchen auf dem Strauch zu sehen ist und eine Wolke am Himmel vorbeisegelt.' Aber ich habe ihm das nicht geglaubt und ständig mit ihm gestritten." „Das ist ein ungewöhnlicher, doch sehr interessanter Fall", erwiderte der Arzt und rief telefonisch seine Assistentin in das Behandlungszimmer. Kurz darauf erschien diese. Mit ihr traten Jugend und Anmut in den Raum. Ihre dichten blonden Haare fielen ihr auf die Schultern, umrahmten ihr schönes, leicht gebräuntes Gesicht. Auch anderes war an der attraktiven jungen Dame reichlich vorhanden. „Nun, was sehen Sie jetzt?" wandte sich der Arzt an Geza Werpelet und deutete mit der Hand auf seine wohlgeformte Assistentin.

„Eine Türklinke sehe ich…" „Und weiter nichts?" „Nein, weiter sehe ich nichts. Oder vielleicht doch?…" „Na-a?"

„Ich sehe einen Schlüssel, der im Schloß steckt."

„In meiner langjährigen Praxis ist mir noch kein vergleichbarer Fall begegnet", sagte der Arzt nachdenklich. „Ich muß mich da mit meinen Kollegen konsultieren." Und an seine Assistentin gewandt, fuhr er fort: „Hedwig, Sie können wieder gehen!"

Mit wiegenden Schritten entfernte sich das reizende Mäd-

Saphire sind die
Augen dein,
Die lieblichen,
die süßen.
O, dreimal glücklich
ist der Mann,
Den sie
mit Liebe grüßen.
Heinrich Heine

Daniel, Prag

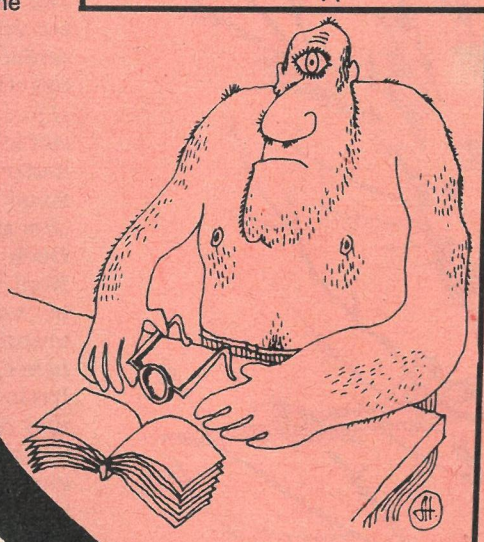
Ein Auge, wenn
es möglich wär,
Im Nacken noch,
das wünscht
ich sehr.
Freidanks
Bescheidenheit

Oft leitet bloß
dein eitles
Auge das Urteil
deiner Zunge.
Horaz

Die Liebe der Männer
geht durch die Augen.
Kellermann

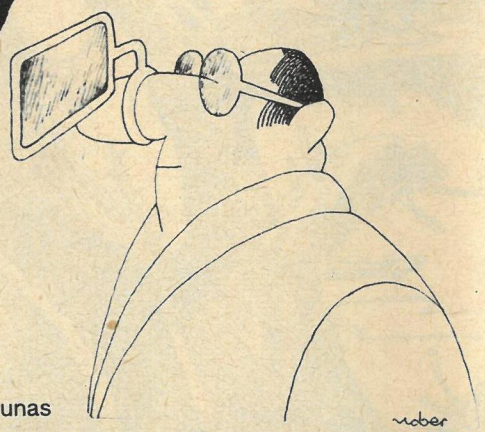
Wenn man die Schönheit
prüft, schaden
die Nacht und
der Wein.
Ovid

Als Humboldt den
Chimborasso bestieg, war
die Luft so dünn, daß
er nicht mehr ohne
Brille lesen konnte.
J. G. Aug. Galletti



Nekrassow, Moskau

Ich-denke-
langsam-
also-bin-
ich-Schneck
von
VLABER.



VLABER, Kaunas

Die Menschen und die Erde richtig sehen kann nur, wer sie auch richtig liebt. K. Paustowski

die Welt sie sieht. Platen

Zu viel Licht ist zum Sehen ebenso unbequem als zu wenig. Wieland

chen im kurzen weißen Kittel. An der Tür drehte es sich noch einmal um und musterte eindringlich den teilnahmslos dasitzenden Patienten.

Einige Tage später wurde Geza Werpelet von einer Kommission untersucht, die sich aus hochqualifizierten Spezialisten der verschiedenen medizinischen Bereiche zusammensetzte. Diese Kommission bestätigte, daß der vorgeführte Patient trotz seines ausgezeichneten Sehvermögens nicht mehr in der Lage war, Frauen zu bemerken. Jedoch konnte auch die Beratergruppe keine zufriedenstellenden Erklärungen über die Ursachen der ungewöhnlichen Erscheinung geben.

Einer der Ärzte schlug vor: „Man muß das Verhalten dieses Mannes in seiner gewohnten Umgebung untersuchen, das heißt, in den häuslichen vier Wänden. Diese Aufgabe übernimmt am besten unser Kollege, der uns um die Zusammenkunft gebeten hat. Bei der nächsten Konsultation werden wir dann sicher zu einer tiefgründigen Analyse kommen."

So klingelte denn nach einer Woche jener grauhaarige, gutmütig aussehende Arzt an der Wohnungstür der Werpelets.

„Ist Ihr Mann zu Hause?" erkundigte er sich.

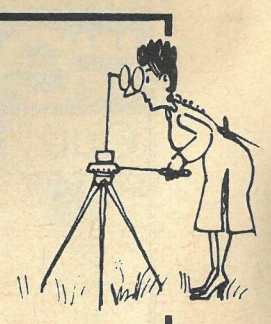
„Das wagen Sie noch zu fragen?" fuhr die Werpelet auf ihn los. „Dieser nichtsnutzige Kerl hat mich im Stich gelassen! Er ist mit Ihrer werten Assistentin durchgebrannt!" „Wie bitte? Soll das etwa heißen, Ihr Mann hat plötzlich wieder sein Interesse an Frauen entdeckt?" fragte der Arzt und hoffte auf Zustimmung. „Leider nein", entgegnete Frau Werpelet mit Tränen in den Augen. „Dieses aufdringliche Ding zeigte unverhohlenes Interesse an meinem Mann."

Übersetzt von D. Höhne

2-Wochenspruch

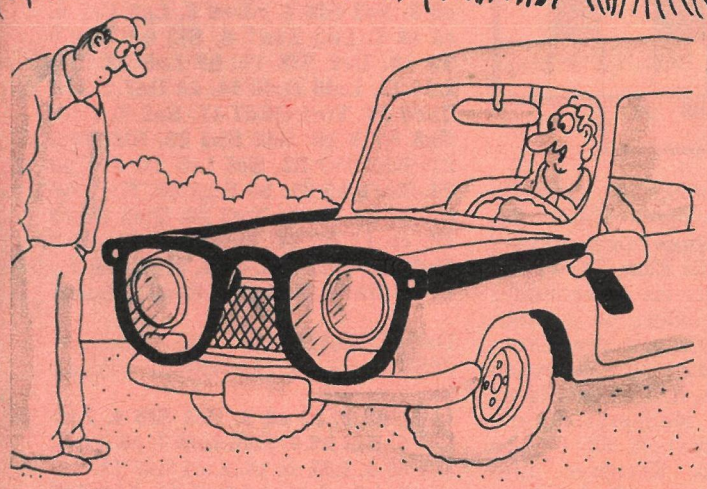
Wer ein Ding nicht sehen will, dem hilft weder Licht noch Brill.

Altes Sprichwort

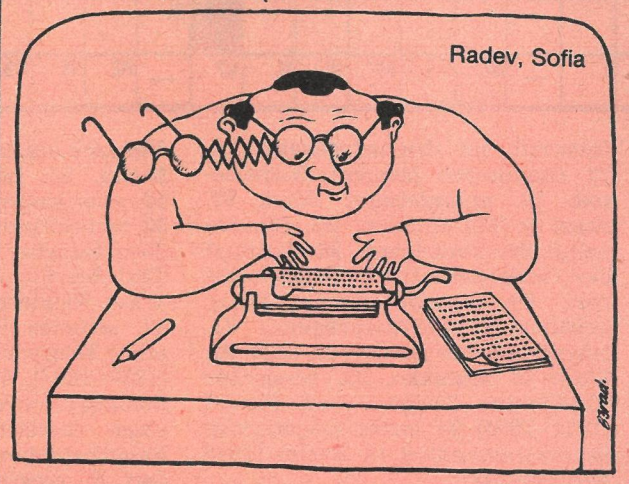


Keine Brille kann
da taugen, weder
Salbe noch Tinktur,
rennt ein Mensch
mit heilen Augen
völlig blind
durch die Natur.
R. Pöhlig

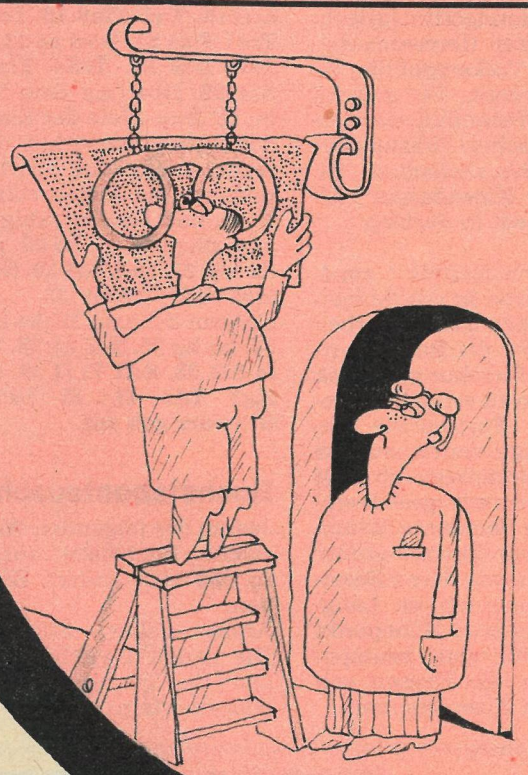
Ich sehe keinerlei
Unterschied
zwischen
den Mädchen aus
meiner Jugendzeit
und den
Mädchen von heute.
Sie sehen ihn.
Antoni Slonimski



Optisch einwandfrei! Steger

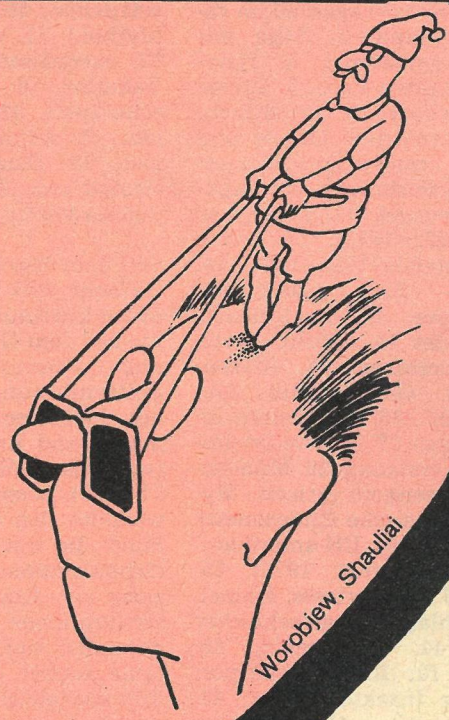


Radev, Sofia



Heut
ist mir
alles herrlich,
wenns' nur
bliebe!
Ich sehe
heut durchs
Augenglas
der Liebe.
Goethe

Schneider



Worobjew, Shauliai

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

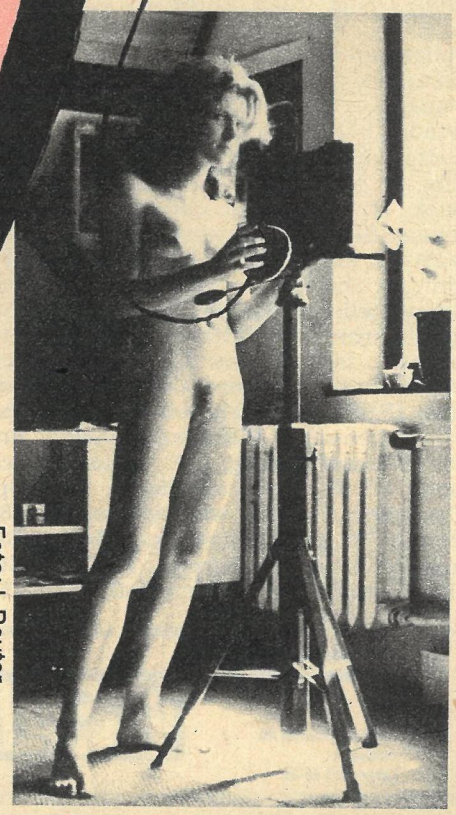
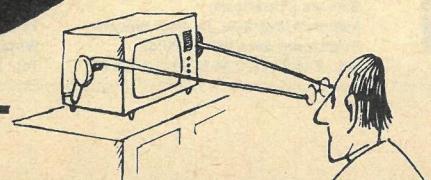
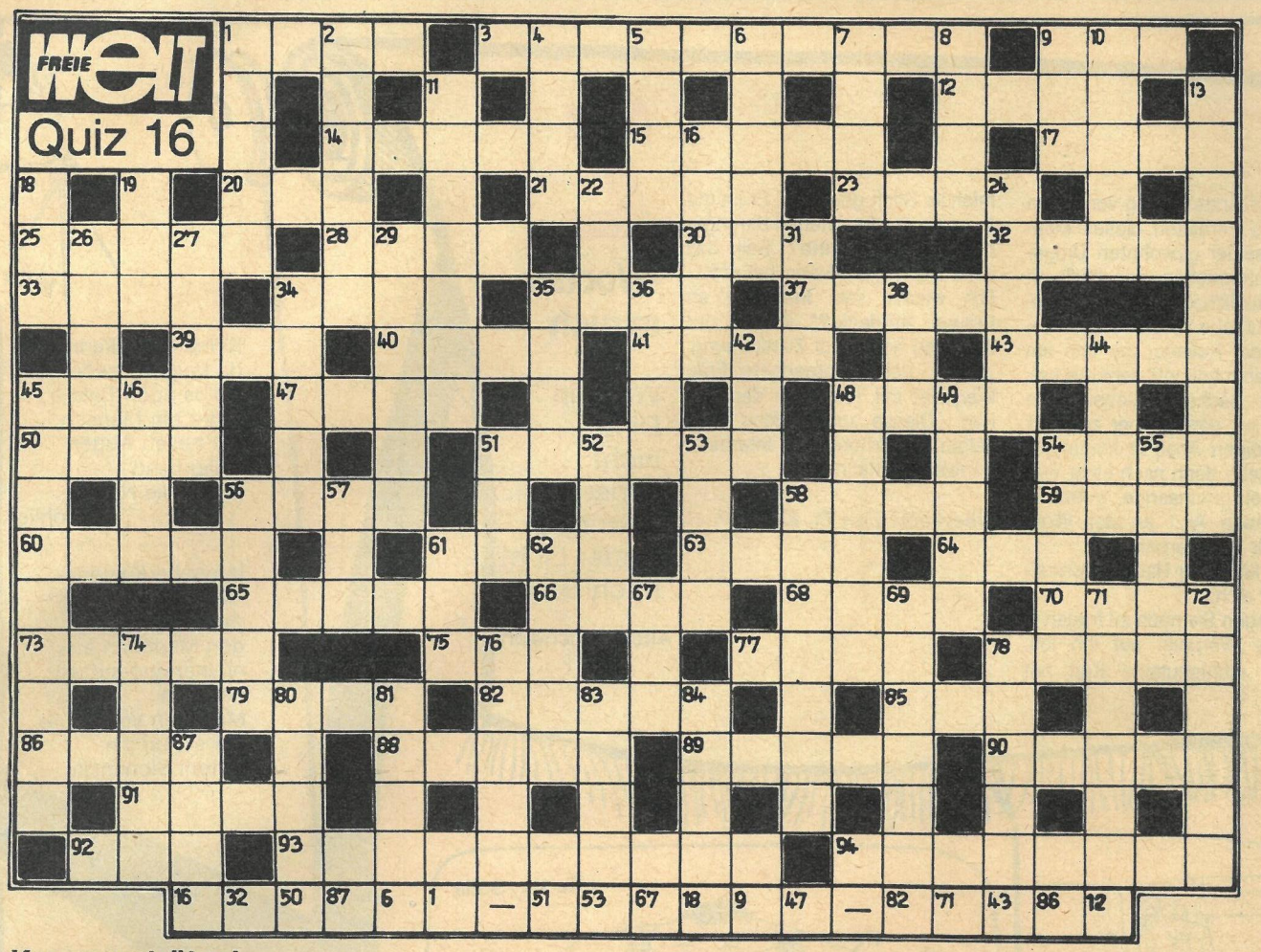


Foto: I. Reuter

Nichts hasse ich so sehr wie das Unklare. Erich Engel



Nur der sieht, der auch liebt ... A. Zweig



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstern im Sternbild Leier, 3. russisch-sowjetischer Begründer der Raumfahrttheorie (1857–1935), 9. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 12. Angehöriger eines schwedischen Herrschergeschlechts, 14. Fuhrwerkskolonne, 15. Doppelsalz der Schwefelsäure, 17. Fluß zur Mündung der Elbe, 20. Serie zusammengehöriger Dinge, 21. durch Absieden gewonnene Flüssigkeit, 23. Gegenstand, Sache, 25. Umlaufbahn eines Raumflugkörpers, 28. Ritter der Artus-Tafelrunde, 30. Stadion in Budapest, 32. österreichischer Komponist, u. a. „Der Besuch der alten Dame“ (geb. 1918), 33. Ausflug zu Pferde, 34. Grundnahrungsmittel, 35. Düngemittel, 37. Sommer- und Herbstblume, 39. Papagei, 40. kalter Fallwind, besonders an der dalmatinischen Küste, 41. Stadt an der Elbe, 43. Fechtwaffe, 45. Spaltwerkzeug, 47. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 48. sozialistischer Inselstaat, 50. Gestalt aus „Eugen Onegin“, 51. belorussisch-sowjetischer Schriftsteller (1882–1942), 54. Spielkartenfarbe (Fr. Blatt), 56. Mediziner, 58. französische Landschaft, 59. Hafenstadt in der Oblast Rostow (RSFSR), 60. Farbenkünstler, 61. italienische Währungseinheit, 63. Wasserfahrzeug, 64. Grundfarbe, 65. Rumpf einer Statue, 66. Opernlied, 68. wohlriechende Blume, 70. Angehöriger eines Bantuvolkes im Süden Afrikas, 73. flache Vertiefung, 75. Brennstoff, 77. Intervall im Neunstufenabstand, 78. chemisches Element, Nichtmetall, 79. grobkörniger Sand, 82. Stadt in Mittelitalien, 85. Frauenname, 86. Vorzeichen, 88. Zustand der Gesichtshaut, 89. Flüssigkeitsrest, 90. Kopfbedeckung hoher geistlicher Würdenträger, 91. Hauptstadt der Lettischen SSR, 92. Stadt in Marokko, 93. russischer Komponist, Dirigent und Pianist (1829–1894), 94. erster sowjetischer Stadtkommandant in Berlin (1945 verunglückt).

Senkrecht: 1. altes Wegemaß im zaristischen Rußland, 2. Säge mit mehreren Sägeblättern, 4. Herrscherkaste im alten Peru, 5. älteste Abteilung des Juras, 6. Speisefisch, 7. Meerenge zwischen Ostsee und Kattegatt, 8. russischer Männername, 9. Handelsbrauch, 10. jagdbarer Hühnervogel, 11. russischer Chemiker (1827–1911), 13. russischer Schriftsteller (1814–1841), 16. Bezeichnung für sowjetische Raumflugkörper, 18. niederländischer Maler des 16. Jahrhunderts, 19. Klostervorsteher, 22. Riesenschlange, 24. Gestalt aus „Die Schneekönigin“, 26. Hauptstern im Sternbild Orion, 27. älteste lateinische Bibelübersetzung, 29. Männername, 31. Hirtengott (griech. Mythol.), 34. französische Chansonette und Revuetänzerin US-amerikanischer Herkunft (gest. 1975), 35. Sportboot, 36. höckerloses Kamel, 38. Niederschlag, 42. griechischer Buchstabe, 44. Trinkgefäß, 45. Startgelände für Raumflugkörper, 46. stachliger Insektenfresser, 48. Verpackungsbehälter, 49. Strauchfrucht, 51. befestigtes Hafenufer, 52. zwei zusammengehörige Dinge, 53. tschechisch für Elbe, 54. weibliches Haustier, 55. zu sprechender Text des Schauspielers, 56. sowjetisches Pionierlager auf der Krim, 57. seltenes Erdmetall, 58. russischer Komponist, u. a. „Fürst Igor“ (1833–1887), 61. Meßgerät für die Schiffsgeschwindigkeit, 62. Führer eines russischen Kosaken- und Bauernaufstandes im 17. Jahrhundert, 67. elektrisch geladenes Masseteilchen, 69. Mondgöttin (griech. Mythol.), 71. weiter Herrenmantel, 72. europäische Volksrepublik, 74. Vakuum, 76. Erdteil, 78. griechische Insel, 80. Nebenfluß der Donau, 81. militärisches Führungsorgan, 83. Staatshaushaltsplan, 84. Gestalt aus „Die Kinokönigin“, 87. jugoslawische Stadt in Serbien.

Seit dem Start von Sputnik 1 am 4. Oktober 1957 wurde in der Sowjetunion kontinuierlich daran gearbeitet, auf dem Gebiet der Raumfahrt- und Kosmoserforschungstechnik Spitzenleistungen zu erreichen, wobei bedeutende Fortschritte gemacht und Erfolge erzielt wurden (vgl. unsere Rücktitelserie ab Heft 11/1987). Besonders erfolgreich entwickelte sich die bemannte Raumfahrt, die mit dem Einsatz großer Orbitalstationen sowie deren Besetzung mit Kosmonauten im Langzeitflug einen weiteren Höhepunkt gefunden hat. Mit dem heutigen Quiz suchen wir die Namen von drei sowjetischen Kosmonauten.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (am Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 16 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 2. September 1987 (Poststempel). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 20/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Schach

Abwechselnd

DAMENGAMBIT, A. Karpow – A. Beljawski, Tilburg '86: **1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sc3 Sf6 4. cd ed 5. Lg5 Le7 6. e3 c6 7. Ld3 Sbd7 8. Sf3 0-0 9. 0-0 T8 10. Dc2 Sf8 11. h3 Le6 12. Lf4 Ld6 13. L:d6 D:d6 14. a3 De7 15. b4 Tac8 16. Tfc1 S6d7 17. Se2 Sg6 18. Sg3 S7f8 19. Sd2 Sh4 20. Sb3 Dg5 21. Kh2 Tc7 22. Sc5 Lc8 23. Te1 g6 24. Tac1 h5 25. b5 S:g2 26. K:g2 h4 27. bc hg 28. fg T:e3 29. T:e3 D: e3 30. cb L: b7 31. Dc3 T:c5 32. D:c5 D:d3 33. Dc3 De2+ 34. Kg1 Se6 35. Te1 S:d4 36. Kh1 Sb5 Weiß gab auf.**

DAMENGAMBIT, A. Karpow (ZSKA) – A. Belajwski (Trud), Moskau '86: **1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sc3 Sf6 4. Lg5 Le7 5. Sf3 h6 6. L:f6 L:f6 7. e3 0-0 8. Tc1 c6 9. Ld3 dc 10. L:c4 Sd7 11. 0-0 e5 12. h3 ed 13. ed Sb6 14. Lb3 Lf5 15. Te1 a5 16. a3 Dd7 17. Se5 L:e518. T:e5 Tfe8 19. De2 Tad8 20. Tce1 T:e5 21. D:e5 a4 22. Dc5 ab 23. Te7! Dd6 24. Te8+ T:e8 25. D:d6 Sc4 26. Db4** (mit dem Scheinopfer im 22. Zug störte der Exweltmeister das Zusammenwirken der gegnerischen Kräfte und führt die Partie nun, da die Dame stärker ist als Turm und Läufer, ruhig und sicher zum Sieg) **26. ... b5 27. d5 cd 28. S: d5 Lc2 29. Dc3 Td8 30. Sf4 Td1+ 31. Kh2 Sd2** (droht 32. ... Sf1+ mit ewigem Schach) **32. h4 Lf5 33. f3 g5 34. hg hg 35. Se2 g4 36. Sg3 Le6 37. f4 Sf1 38. S:f1 T: f1 39. De5 Lc4 40. Kg3 Td1 41. f5 Td5 42. De4 Schwarz gab auf.**

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der zweite Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Arom – Falter – Stiel – Fell – Igel

Die neuen Zweitbuchstaben ergeben die Bezeichnung für einen Halbedelstein.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

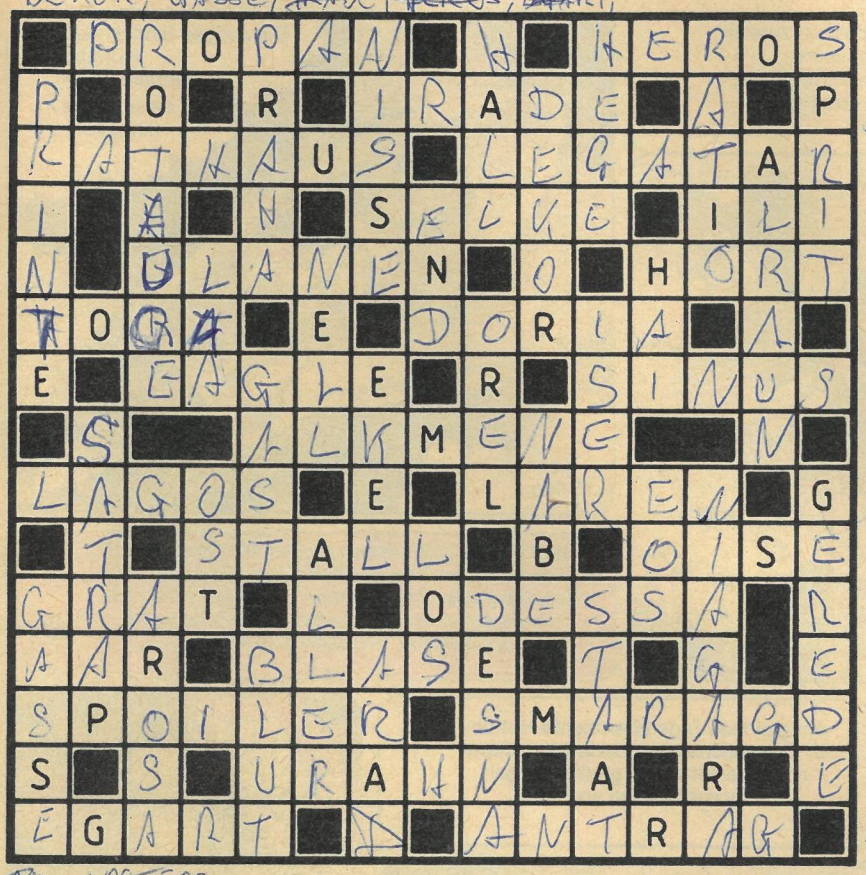
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

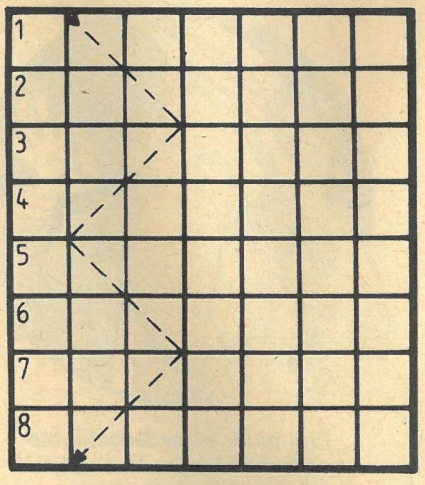
1. Winkelfunktion, 2. stark gewürzter Lebkuchen. 3. Lotterieschein, 4. Stadt an der Thaya (Österr.), 5. Hafenstadt der UdSSR, 6. Held, 7. europäische Hauptstadt (Landesspr.), 8. Mittelhülse von Rädern, 9. und 10. je ein Nebenfluß des Dnepr, 11. zur Entscheidung vorgebrachtes Anliegen, 12. Körperflüssigkeit, 13. das Weitererzählen, 14. Bergkammlinie, 15. Sitz der Stadtverwaltung, 16. Luftleiteinrichtung an Fahrzeugen, 17. Kraftstoff (Umgangsspr.), 18. Kinderbetreuungsstätte, 19. Ei der Laus, 20. Mutter des Herakles, 21. Adler (dicht.), 22. altpersischer Statthalter, 23. andere Bezeichnung für Plötze, 24. Muster, Verzierung, 25. Vermächtnisnehmer, 26. Tierhaltungsstätte, 27. Meeresraubfisch, 28. Nebenfluß der Kura, 29. altrömisches Obergewand, 30. Windrichtung, 31. logisches Denkvermögen, 32. enge Straße, 33. Sultanserlaß, 34. Fluß in Frankreich, 35. Grasland (österr.), 36. engl.: Ende, 37. Zehn-Dollar-Goldmünze, 38. rumänischer Karikaturist (gest. 1958), 39. Fluß in Mittelasien, 40. Göttin der Morgenröte (griech. Mythol.), 41. Hohlorgan, 42. Brenn- und Treibstoff, 43. Wildpflege, 44. Kurort in der Schweiz, 45. Abscheu, 46. afrikanische Hauptstadt, 47. Edelstein, 48. Autor „Der Junge aus dem Hinterhaus", 49. Name nordamerikanischer Wasserfälle, 50. Nebenfluß der Bode, 51. Echo, 52. svw. Land, 53. genuesisches Adelsgeschlecht (15./16. Jh.), 54. menschenähnlich aussehende Wurzel mit Zauberkräften (Abergl.), 55. Schutzgeister (röm. Mythol.), 56. in der Magdeburger Börde entspringender Fluß, 57. Vorfahr, 58. Besucher, 59. mit Lanzen bewaffnete Reiterei.

Füllrätsel

Waagerecht sind siebenbuchstabige Wörter folgender Bedeutung einzusetzen:

1. Vertretung, Geschäftsnebenstelle, 2. Rückstände beim Keltern und Brauen, 3. Speisemenge, 4. Abdruck eines Holz-, Kupfer- oder Stahlstichs, 5. Klinikum der Berliner Humboldt-Universität, 6. Nebenprodukt technischer Prozesse, 7. Preiszettel, 8. Antrag des Staatsanwalts.

Als Lösung in den gekennzeichneten Feldern ergibt sich – in der angegebenen Richtung gelesen – der Name eines Komponisten, der einen spezifischen amerikanischen Musizierstil für die Konzertmusik schuf.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Bezirk der DDR, 3. amerikan. Volksrepublik, 5. Kropfstorch, 7. Röstvorrichtung, 9. Inselkette im nordöstlichen Indik, 12. Wolganebenfluß, 14. große Beckenlandschaft im östl. Zentralasien (Steppe und Wüste), 16. Titel des japan. Kaisers, 18. Erfrischungsgetränk, 21. europ. Hauptstadt, 23. Getreideunkraut, 25. geflochtene Zierschnur, 28. andauerndes Geschützfeuer, 30. Amtstracht, 32. Umschrift von Münzen, 33. Gattung, Art, 34. russ. Schriftsteller und Dramatiker („Der Revisor").

Senkrecht: 2. Funkmeßverfahren, 4. rumänische Münzen, 5. graumeliertes Wollgewebe, 6. Spielkarte, 8. jugoslaw. Karstfluß, 10. Strahlenkranz um die Sonne, 11. bunter Ton, Lehm, 13. Staat in Westafrika, 15. Pelztier (Nager), 17. Titelgestalt bei Ibsen, 19. oberitalien. Stadt, 20. Verzierung, 22. Hülsenfrucht, 24. Zeitraum von zehn Tagen, 26. verzweigte Flußmündung, 27. weltbekannter südamerikan. Fußballspieler früherer Jahre, 29. Fechtwaffe, 31. langsames Musikstück.

Auflösungen aus Heft 16/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Transport (12), Mantel (38), Argon (27), Peru (4), Alte (18), Diadem (67), Elis (47), Essen (26), Sana (43), Tort (2), Lanner (34), Neer (40), Erl (78), Stadt (7), Agra (69), Trias (59), Tar (74), Etna (28), Nord (13), Dos (33), Bug (62), Eeden (49), Arasi (72), Sen (21), Ina (22), Mega (53), Klub (63), Bit (58), Lenin (1), Area (14), Ekart (70), Ate (61), Giro (35), Kammer (56), Asen (44), Rose (52), Tanga (66), Last (10), Eiklar (6), Elsa (48), Etat (17), Garne (81), Sekret (29), Spedition (20).

Senkrecht: Topas (80), Neuland (9), Plaste (24), Rater (51), Trester (60), Modell (73), Anina (32), Tiden (5), Lemur (71), Ren (57), Atta (45), Oran (16), Norden (50), Era (41), Etesien (36), Rang (30), Strahl (19), Arda (65), Gabe (76), Treiber (8), Sonett (54), Osmium (77), Unke (64), DABA (3), Saat (39), Lage (23), Iris (68), Eta (46), Reagens (79), Korsett (37), Ararat (15), Inland (82), Kreis (55), Makak (75), Etage (25), Salep (11), Ott (42), Esten (31).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts unten: 1. Ales, 2. Iris, 3. Traktat, 4. Talar, 5. Mut, 7. Ente, 9. Tartrat, 12. Asen, 13. Nerol, 16. Brno, 17. Tier, 18. Not.

Von der Zahl nach links unten: 2. Ile, 3. Trent, 4. Tristan, 5. Maas, 6. Pulk, 8. Tata, 10. Rastral, 11. Eren, 14. Teint, 15. Trog, 16. Brot, 19. neo.

Rätselpyramide: 1. Au, 2. Abu, 3. Raub, 4. Bauer, 5. Tauber, 6. Straube, 7. Baluster.

Buchstabentausch: Schock, Raupe, Salat, Stall.-Opal.

Füllrätsel: 1. Termin, 2. Steppe, 3. Latein, 4. Spaten, 5. Tapete.

Raten und Rechnen:

6996	:	22	=	318
–		x		+
2373	+	84	=	2457
4623	–	1848	=	2775

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 13) aus Heft 14/1987

Waagerecht: 1. Berlin, 5. Charité, 8. Bolle, 12. Baku, 13. Lila, 14. Reisig, 17. Premier, 21. Esten, 22. Sensor, 24. Isel, 26. Abe, 27. Meile, 29. Lake, 31. Liebermann, 33. Naht, 35. Hanoi, 36. Elf, 38. Ida, 39. Ner, 40. Akku, 43. Tara, 46. Asch, 47. Ulema, 49. René, 51. Humboldt, 52. Kerbel, 54. Langhans, 57. Elen, 60. Priem, 62. Igor, 63. Keel, 65. Reno, 67. Ani, 68. Ars, 70. SOS, 72. Radon, 73. Laib, 75. Karlshorst, 80. Lein, 82. Elemi, 84. Tal, 85. Aura, 87. Satrap, 89. Adige, 91. Teberda, 93. Neffe, 95. Oase, 96. Laie, 97. Erreger, 98. Sasse, 99. Marzahn, 100. Spree.

Senkrecht: 1. Berolina, 2. Rai, 3. Ibis, 4. Nagel, 5. Cup, 6. Römer, 7. Trema, 8. Biel, 9. Olsen, 10. Lat, 11. Ernst-Thälmann-Park, 15. Era, 16. Siel, 18. Rab, 19. Ebert, 20. Reni, 22. Schauspielhaus, 23. Nante, 25. Liek, 28. Indio, 30. Kerr, 32. Meru, 34. Aust, 37. Fan, 41. Kekse, 42. Uhr, 44. Ahlen, 45. Ambe, 46. Ader, 48. Maar, 50. Enak, 53. Bär, 54. Loki, 55. Gurke, 56. Nell, 58. Los, 59. Nase, 60. Pirna, 61. Inder, 64. Lehar, 66. Elsa, 69. Samt, 71. Olaf, 74. Begas, 76. Riesa, 77. Sterz, 78. old, 79. Tunis, 81. Isere, 83. Lese, 86. Reep, 88. Tief, 90. Ios, 92. Aln, 94. Fee.

Lösung: Ephraim-Palais

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Kurt Märtin, Stadtroda, 6540

2. Preis:
75,– M Emmi Rauscher, Zeulenroda, 6570

3. Preis:
50,– M Ingeborg Neumann, Wolgast, 2220

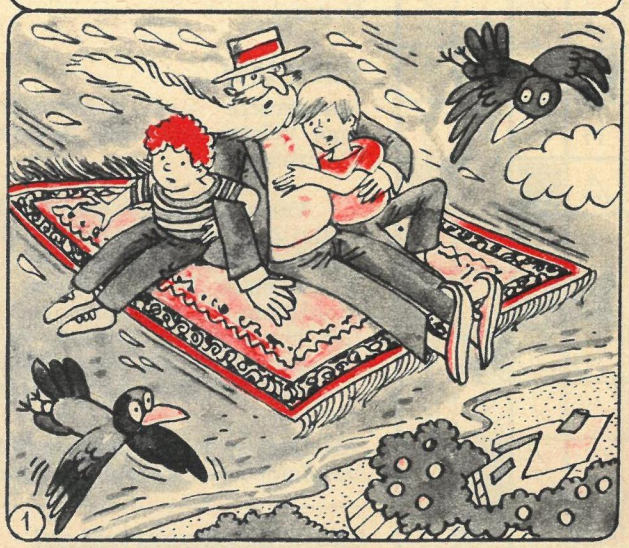
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Claus Hollburg, Burg, 3270; Simone Galla, Brandenburg, 1800; Käte Mitschke, Berlin, 1156; Gisela Puls, Blankenburg, 3720; Peter Zimmare, Gera, 6500.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 10

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Auf geheimnisvolle Weise war das Schiff versunken. Geschwind zauberte Hottab einen fliegenden Teppich herbei, auf dem sie die Reise fortsetzten. Aber kalt war's da oben. Ein Flugzeug wär gemütlicher…



Doch aus der Luft würden sie Hottabs Bruder Omar, der in seinem Flaschengefängnis sicher tief auf dem Meeresboden lag, bestimmt nicht entdecken. Noch während sie über ihre neue Reiseroute nachdachten, meldete das Fernsehen:

In den nächsten Tagen startet aus dem Hafen Archangelsk eine Expedition in die Arktis. Die Reise auf der „Ladoga" verspricht interessant zu werden…

Am gleichen Tage überreichte Hottab der Expeditionsleitung eine Pergamentrolle, die mit einem großen Siegel verschlossen war.

„Sehr verehrter Bürger Hottab! Leider kommen Sie zu spät. Die Plätze auf der ‚Ladoga' sind alle längst vergeben. Iwan Domossedow, Direktor des Expeditionsbüros."

Ich werde diesen Domossedow lehren, welche Achtung er dem großen Zauberer Hottab und seinen Freunden schuldig ist!

Doch Hottab hielt sein Versprechen. Wild zwirbelte er seinen Bart, als die drei an Bord kletterten, und niemand fragte sie nach ihrer Schiffskarte.

Kurz bevor die „Ladoga" in See stach, wurden plötzlich viele Kisten mit Apfelsinen, Weintrauben, Datteln und erlesenen orientalischen Süßigkeiten auf das Schiff gehievt.

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach Produktivlöhnen der Energiewirtschaft
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

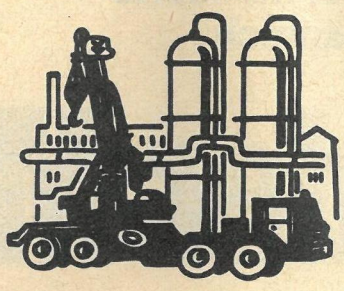
Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	9–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 38.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 277/IV/86



Schulabgänger 1988!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

Maschinen- und Anlagenmonteur

(Spezialisierungsrichtung Rohrleitungsbau)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

Ausbildungsort:

BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg.
Unterbringung im Internat mit wöchentlicher Heimreise. Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

Ausbildungszeit 2 Jahre

Freizeitgestaltung

Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Einsatzmöglichkeiten

Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten

Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung

Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägige Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

Erforderliche Bewerbungsunterlagen

Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung ● 4 Paßbilder

Es ist ratsam, bei bestehendem Interesse für diesen Beruf schriftlich oder telefonisch noch vor der Bewerbung die Verbindung mit uns aufzunehmen!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen
Merseburg
Berufsberatung
Von-Harnack-Straße 15
Merseburg, 4200 Telefon 26 43 38/26 43 42

„Rätsel des Jahrhunderts“ — wieder im Gespräch

Wilder Mann im Schnee

In den Jahren um 1960 wurde eifrig nach ihm gesucht, doch er zeigte sich nicht: der sagenumwobene „Schneemensch“, der als Einzelgänger oder in kleinen Trupps die Hochlagen zentralasiatischer Gebirge durchstreifen soll. Beschrieben als scheues, dicht behaartes Wesen, einem großen Affen oder frühen Vorfahren des Menschen ähnlich. — Hirngespinst oder reale Erscheinung? Durch Nachrichten aus verschiedenen Gegenden hat der Streit neue Nahrung erhalten. Kürzlich trafen sich in der Moskauer Redaktion der „Komsomolskaja Prawda“ Vertreter der Optimisten, die auf eine sensationelle Entdeckung hoffen, und der Skeptiker, denen alle „Augenzeugen“ der Vergangenheit und Gegenwart als Leute von gar zu reger Phantasie, wenn nicht gar Schwindler, erscheinen.

Zu Beginn des Gesprächs zitierte der einladende Redakteur die Auffassung des sowjetischen Forschers Professor Porshnjew, daß es sich bei den Hunderten Aussagen verschiedener Zeugen, verschiedener Sprache, verschiedener Zeiten, verschiedener Orte – die alle in wesentlichen Einzelheiten übereinstimmen – um mehr als bloße Phantastereien handeln muß. Professor B. F. Porshnjew hält an der Bezeichnung „Schneemensch“ beide Wortbestandteile für irreführend. Die Bereiche des ewigen Schnees könnten nicht das eigentliche Lebensgebiet eines höher entwickelten Wesens sein; es finde dort keine Nahrung. Allen Anzeichen nach fehlten dem „Yeti“ (wie er vom Tibetischen her genannt wird) die Merkmale des echten Menschen, des Homo sapiens. Wahrscheinlich habe sich in schwer zugänglichen Winkeln des Planeten noch ein Nebenast vom Stamm des Menschen, ein früher Hominide (menschenähnlicher Vorläufer), erhalten.

Sergej Konstantinowitsch Klumow, leitender Mitarbeiter des Instituts für evolutionäre Morphologie und Ökologie bei der Akademie der Wissenschaften, erklärte, für ihn bestehe kein Zweifel, daß der Unbekannte auf dem Territorium der Sowjetunion existiert. „Skeptiker fragen: Wo ist er denn? Weshalb hat man nie einen gefangen und der Wissenschaft vorgeführt? Die Wahrheit ist, daß man ihn in der Vergangenheit schon viele Male gefangen, aber aus Unkenntnis stets getötet hat. Jäger erlegten ihn wie Wild. In einem Fall wurden aus der Zeit vor der Revolution sogar die genauen Maße überliefert.“

M. S. Trachtenberz, Physiker, Kandidat der Technischen Wissenschaften, Leiter von Amateurexpeditionen zur Suche nach dem „Schneemenschen“, sprach sich dafür aus, die Nachforschungen zu intensivieren und geeignete Beobachter sowohl mit Fahrzeugen als auch mit Reittieren zu versehen, damit sie rasch zur Stelle sein könnten, wenn irgendwo eine frische Spur gemeldet werde. Zunächst müsse man versuchen, brauchbare Filmstreifen oder Einzelaufnahmen zu gewinnen. „Voll und ganz pflichte ich der Ansicht von einem ‚lebenden Überbleibsel der menschlichen Evolution‘ bei. Nicht weniger als siebenhundert Berichte von Begegnungen mit dem geheimnisvollen Wesen liegen mir vor, in fünfundzwanzig Fällen wurde unser Objekt auf sowjetischem Boden gefangen. Neun Exemplare zur Zeit der zwanziger Jahre, als in Mittelasien die Jagd nach Basmatschen (Räubern, Angehörigen konterrevolutionärer Banden) im Gange war. Hüter der Ordnung hielten die haarigen Gestalten für versprengte, verwilderte Banditen und sperrten sie ins Gefängnis. Es wird geschildert, daß ein jüngerer in der Zelle tobte, während ein älterer teilnahmslos am Boden hockte. Nur rohes Fleisch hätten sie zu sich genommen.“

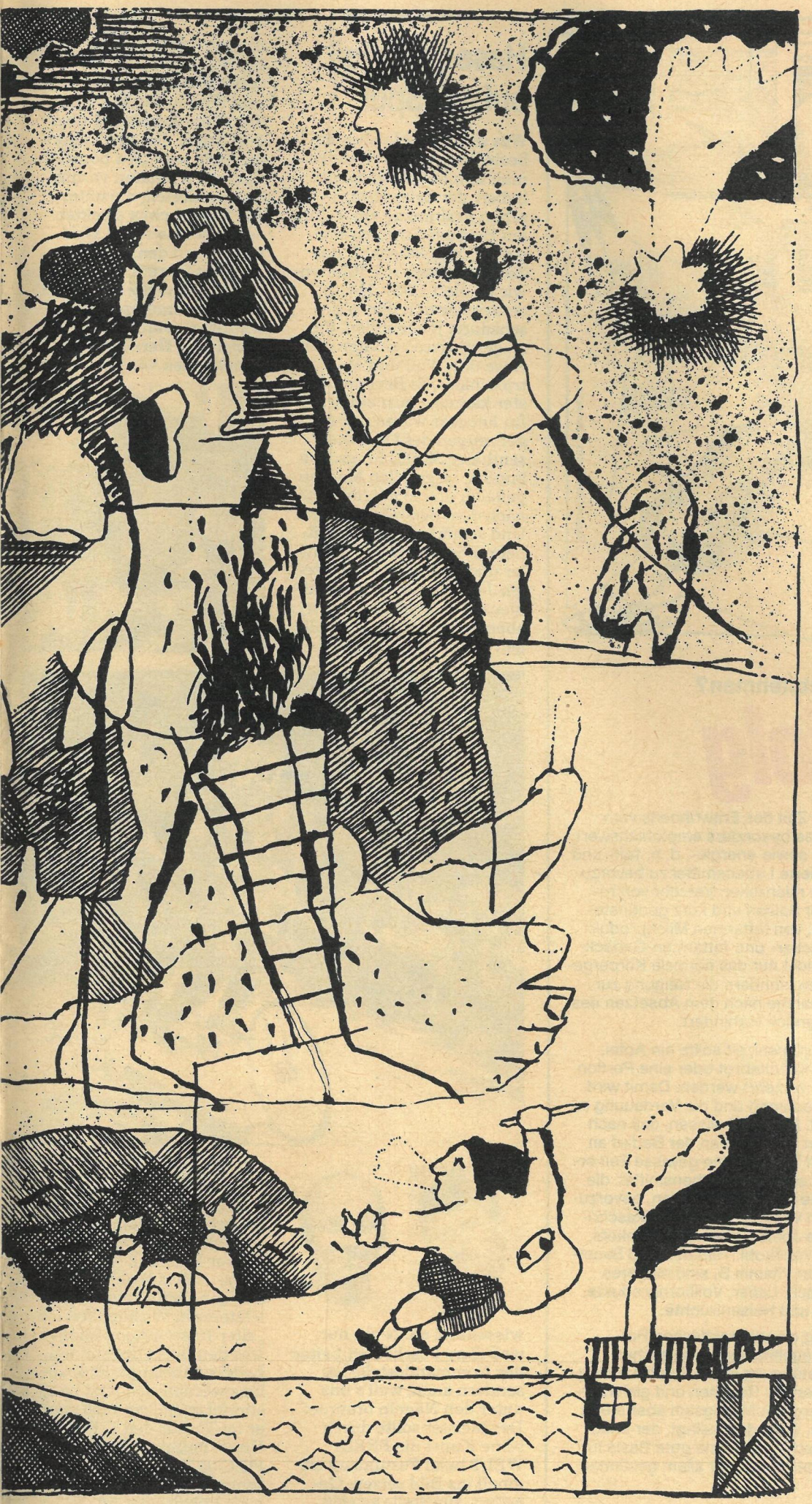
W. J. Makarow, Ingenieur, ebenfalls Teilnehmer an Expeditionen, berichtete aus neuester Zeit über Befragungen von Augenzeugen in Tadshikistan. So sprach er mit einem Kraftfahrer, der 1983 einen ertrunkenen „Schneemenschen“ zu Gesicht bekam. „Dieser Mann, ein Belorusse, mit zwei Kollegen auf einem Tanklaster unterwegs, stieg von der Straße in ein Flußbett hinab, um Wasser zu holen. Vor dem Durchlaß unter der Böschung trieb ein schwarz behaarter Körper. Kein Bär, wie von weitem angenommen, sondern – aus der Nähe betrachtet – ein menschenähnliches Wesen. Doch konnten die Kraftfahrer den Kadaver nicht aus der starken Strömung bergen.“

Höher im Gebirge, am Oberlauf desselben Flusses, befand sich am 9. August vorigen Jahres gegen 15 Uhr der stellvertretende Abschnittsleiter eines Tagebaus auf Kontrollgang. Ein Bagger beseitigte die Deckschicht der künftigen Golderzgrube, Kipperfahrzeuge wurden mit dem Abraum beladen. Da bemerkte der Ingenieur an der Kante des Steilhanges, etwa siebzig Meter über sich, die gebückte Gestalt eines langhaarigen, unbekleideten Wesens, das die Vorgänge in der Schlucht interessiert verfolgte und sich vom Lärm der Motoren offenbar nicht schrecken ließ. Als die merkwürdige Erscheinung verschwunden war, stieg ein Arbeiter den Hang hinauf und sah oben Fußabdrücke von 39 cm Länge, was auf mehr als 2 m Körpergröße des Unbekannten deuten würde.“

Auch Makarow plädierte für gründlichere Untersuchungen und verwies darauf, daß der vermutete „Vormensch“ kaum einmal durch gezielte Aktionen aufgespürt wurde. Zu Begegnungen sei es fast nur gekommen, weil der einsame Höhengänger für ihn selber überraschend auf Jetztmenschen stieß. Künftig müsse man versuchen, durch geographische Auswertung möglichst aller Sichtanzeigen die verborgenen Wanderwege der Sippenmitglieder wenigstens ungefähr zu ermitteln. Unter Einsatz moderner Ortungsgeräte für Tag und Nacht ließe sich dann vielleicht ein Versteck auffinden, sogar ein Betäubungsschuß anbringen.

Dr. W. I. Tschernyschow, Abteilungsleiter im Anthropologischen Institut der Moskauer Universität, vertrat nachdrücklich den Standpunkt der Skeptiker. Die Frage nach der Existenz des sogenannten Schneemenschen, sagt er, verlange

eine klare Antwort. Seiner Meinung nach sei bisher kein wirklicher Beweis für das Dasein einer solchen Art erbracht. Seit mehr als dreißig Jahren habe er alle einschlägigen Berichte verfolgt und selbst weite Streifzüge im Westpamir, im Karategin-, im Hissargebirge wie in anderen Gegenden



Harald Larisch
Zeichnung

unternommen; er sei den Spuren aller größeren Säuger nachgegangen und habe öfter Erzählungen von Einheimischen über den wilden Menschen gehört.

„Mein Fazit: Das Phantom ertrinkt in einer Flut von Worten! – Der Wissenschaftler kann nur etwas über ein Lebewesen sagen, wenn er es sieht, dessen Körper oder Teile davon in die Hand bekommt. Sogar ein Überrest, etwa ein ausgegrabener Zahn, könnte brauchbare Angaben liefern. Doch leider, nicht ein Stück ist vorhanden… Selbstverständlich hege ich große Hochachtung vor dem Einsatz vieler Leute für diese Sache, ich habe nichts gegen gut organisierte Erkundungen; die könnten ihren Nutzen haben für das nähere Studium der Natur, den Schutz von Tieren und Pflanzen. Das ehrgeizige Ziel aber dürfte kaum erreichbar sein. Wie eindrucksvoll die Gipsabdrücke von großen Füßen in menschenleerer Landschaft auch wirken mögen – Ruhe wird erst einkehren, wenn man uns den ‚Schneemenschen' auf den Tisch legt. Sonst geht die Redeschlacht endlos weiter."

Der Chirurg Sh. I. Hofman, der mehrere Erkundungsunternehmen von Freiwilligen organisierte, sprach sich für weitere Anstrengungen aus, obwohl die 1958 gegründete Kommission der Akademie der Wissenschaften zur Erforschung des unbekannten Säugetieres in Gebirgsregionen der UdSSR lediglich bis 1960 Bestand hatte. Er warne einerseits vor übertriebenem Optimismus (Ergebnisse seien nicht in einem Anlauf zu erwarten), halte es andererseits für einigermaßen aussichtsreich, sowohl ein Dokumentationszentrum zu schaffen als auch in „fundverdächtigen" Gegenden feste Stationen einzurichten, wo Forschergruppen einander ablösen.

Dr. J. Bajanow, Leiter des Smolin-Seminars zum Problem der Relikthominiden am Moskauer Darwin-Museum, wandte sich gegen die These, es gäbe bisher überhaupt keinen Beweis. Im Gegenteil, die Literatur asiatischer Völker seit dem tiefen Mittelalter biete immer wieder derartige Zeugnisse, im Wort und im gemalten Bild. Er sei nicht davon abzubringen: Nach der Logik der Evolution müsse es zum Zweig „Homo/Mensch" Zwischenglieder und Nebenäste geben, wie ja auch die Menschenaffen verschiedene Formen hervorbrachten. Und vieles, sehr vieles deute darauf hin, daß sich Reste solcher Zwischenglieder bis in unsere Tage erhalten haben… „Die Erscheinung existiert, aber man vermag sie nicht zu deuten. Die exakte Wissenschaft schweigt. So war es auch vor Jahrhunderten. Das Volk kannte bereits Meteoriten, es sprach von Steinen, die vom Himmel gefallen wären. Gelehrte erklärten dies für unmöglich. Später zeigte sich: Das Volk hatte recht."

Die Teilnehmer der Zusammenkunft beschlossen, im Zusammenwirken mit der Redaktion einen „Klub der Neugierigen" zu gründen. Leser vor allem in entfernten Gegenden des Landes werden gebeten, dem Sekretariat des Klubs alles Wissenswerte über das Objekt „Relikthominide" mitzuteilen. Leser geeigneter Qualifikation – wie Jäger, Kameraleute, Mediziner – können sich um Teilnahme an einer der geplanten Amateurexpeditionen bewerben. Wer zu Hause bleiben muß, kann das Vorhaben materiell unterstützen. Die „Komsomolskaja Prawda" verspricht, ihre Leser über alle Neuigkeiten zum Thema auf dem laufenden zu halten.

J. Golowanow/J. Rana (Redaktion)

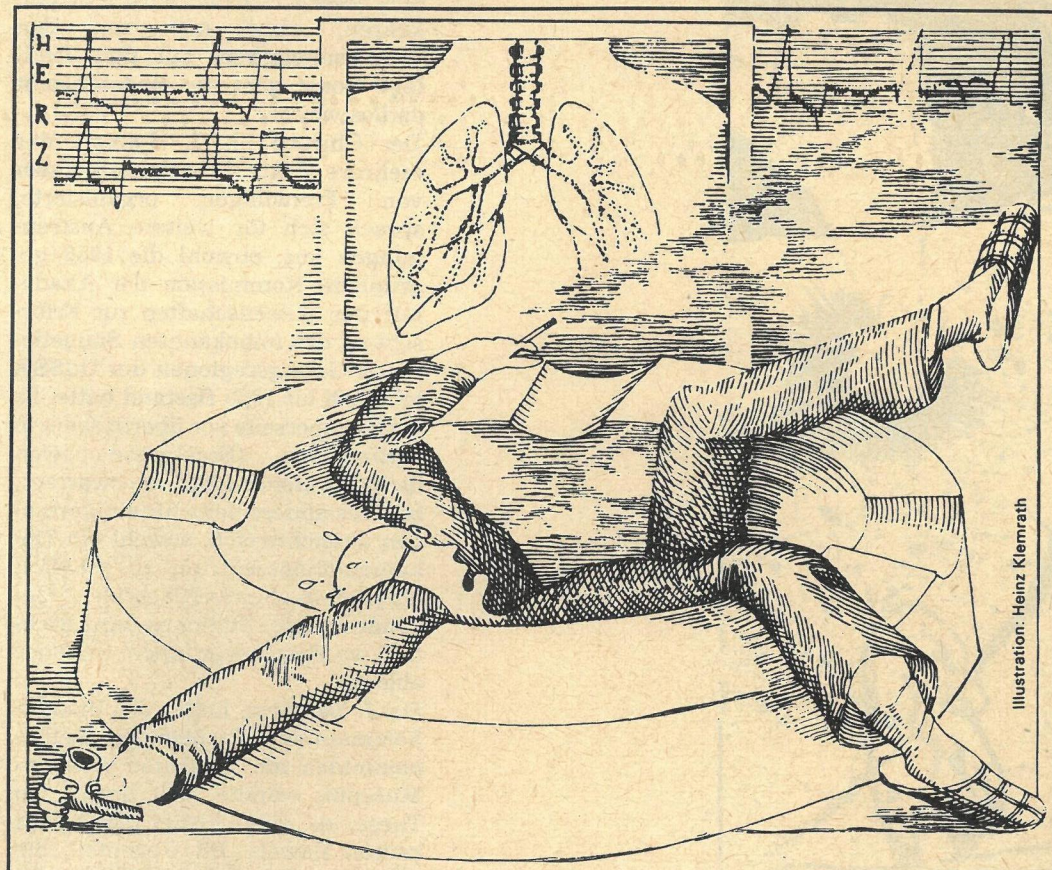


Illustration: Heinz Klemrath

Mit dem Rauchen aufhören und abnehmen?

Doppelerfolg

Wer 20 Zigaretten am Tag raucht, belastet seinen Kreislauf, als wäre er 8 Stunden bei leichtem Gegenwind Rad gefahren. Diese durch Nikotin bedingte Kreislaufbelastung bringt jedoch keinen zusätzlichen Energieverbrauch, keine erhöhte Sauerstoffaufnahme und keine Mehrdurchblutung des Körpers mit sich. Im Gegenteil, ein Verlust von Angenehmem ist zu verzeichnen: Die Geruchs- und Geschmacksempfindungen werden durch Tabakrauch gehemmt. Diese und vor allem viele gesundheitsschädigende Wirkungen des Rauchens sind Gründe genug, damit aufzuhören.
Wer die ersten Tage und Wochen durchgehalten hat, wird feststellen, daß sich Geruchs- und Geschmacksempfindung wieder verfeinern und daß sich regelmäßiger als während des Rauchens Hungergefühle bemerkbar machen. Solche Heißhungergefühle, die sich einstellen, wenn man aufgehört hat zu rauchen, kommen durch ein Absinken des Blutzuckerspiegels zustande, was man (als ehemaliger Raucher) mit einer Zigarette vorübergehend verhindert hatte. Diesen regelmäßig auftretenden Hungergefühlen kann man am besten mit kleinen, kalorienarmen Imbissen begegnen, wie zum Beispiel mit einem Apfel, einem Glas Butter- oder Fruchtmilch, einem Stück saurer oder grüner Gurke, einem Glas Mineralwasser oder einer Tasse Kaffee. Manchmal helfen auch Pfefferminztabletten oder Kaugummi. Ebenso wichtig ist Bewegung an frischer Luft – auch wenn es nur einige kräftige gymnastische Übungen (Kniebeugen) am offenen Bürofenster sind.

In der ersten Zeit des Entwöhnens vom Rauchen ist es besonders empfehlenswert, energiearme sowie energie-, d. h. fett- und zuckerreduzierte Lebensmittel zu bevorzugen. Mit dem reichlichen Verzehr von rohem Obst der Saison und kurz gedünstetem Gemüse, von fettarmen Milchprodukten sowie zucker- und fettarmen Gebäcksorten wird nicht nur das normale Körpergewicht gehalten, sondern die Neigung zur Gewichtszunahme nach dem Absetzen des Tabaks erfolgreich verhindert.

Vor jeder Hauptmahlzeit sollte ein Apfel, eine Scheibe Knäckebrot oder eine Portion Rohkostsalat verzehrt werden. Damit wird der Appetit gedämpft und die Verdauung in Gang gesetzt. Man muß wissen, daß nach dem Aufhören mit Rauchen der Bedarf an Vitamin C und B_1 noch eine gewisse Zeit erhöht ist. Also sollte man Lebensmittel, die diese Vitamine reichlich enthalten, bevorzugen. Reich an Vitamin C sind Paprikaschoten, schwarze Johannisbeeren, Grünkohl, Blumenkohl, Weißkohl, Tomaten und Sauerkraut. Reich an Vitamin B_1 sind mageres Schweinefleisch, Leber, Vollkornprodukte, Haferflocken und Hülsenfrüchte.

Unter Nutzung dieser praktischen Ratschläge und regelmäßiger zusätzlicher sportlicher Betätigung ist es durchaus möglich, aufzuhören mit Rauchen und gleichzeitig sein Körpergewicht langsam aber stetig zu reduzieren. Wem das gelingt, der erlebt einen Doppelerfolg, der eine gute Basis für ein angenehmeres und vor allem gesünderes Leben ist.

FREIE welt – Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 7

Im nächsten Heft: Abnehmen im Urlaub

Hase und Wolf auf der Spur

Was steckt wohl dahinter beziehungsweise darunter? mag so mancher gedacht haben, der beim Historischen Festumzug am 4. Juli am Berliner Straßenrand stand. Das Geheimnis des Zaren Alexander I. lüfteten wir im Heft 15/87. Heute wollen wir nun den Wissensdurst jener stillen, die zu gern wissen wollten, wie Hase und Wolf und Matrjoschka aufs Berliner Pflaster kamen. Ganz einfach: Im Februar waren wir Augenzeugen des Oberwiesenthaler Skifaschings. Die bunten, originellen Masken gefielen uns so gut, daß wir nach dem Schöpfer fragten. Und so hörten wir von Wilhelm Pöschl, gelernter Sattler und Tapezierer, seit vielen Jahren beim Bergunfalldienst am Fichtelberg. Wir aber riefen bei der Freiwilligen Feuerwehr in Unterwiesenthal an. Nicht nur, weil Herr Pöschl dort Leiter der Kommandostelle ist, sondern auch, weil's uns unter den Nägeln brannte: Der Meister sollte durch seine Kunst die FREIE WELT beim Festumzug originell ins Bild setzen. Gewöhnt, zur Stelle zu sein, wenn's irgendwo brennt, baute er uns die Matrjoschka, 2,30 m groß und wohlgenährt. Und weil ein Meister ohne Lehrjungen nicht komplett ist, hat er Wolf-Tilo Kraus einst nicht nur das Polstern und Tapezieren, sondern auch das Maskenmachen gelehrt. Wie erfolgreich der 24jährige dabei ist, zeigte das ungewöhnliche Echo auf Hase und Wolf in Berlins Straßen. Kein Zuschauer über drei Jahre, der nicht sofort im Bilde war: „Nu pogodi!" Falls noch jemand vermutet, den dreien, die unter der Matrjoschka steckten oder mit Hase- und Wolf-Köpfen auf den Schultern Tandem fahrend die kilometerlange Strecke bei über 25 Grad Außentemperatur bewältigten, wäre es dabei warm ums Herz geworden, dem können wir nur sagen:

Recht hat er! Das können die beiden trainierten Sportinstrukteure Hans-Peter Schröder (Paßfoto rechts) – alias Hase und Rainer Ignaczak (Paßfoto links) – alias Wolf nur bestätigen. Wobei eigentlich letzterer in Wirklichkeit ein „alter Hase" ist, jedenfalls was den Sport des runden Leders anbelangt. Fußballfans werden sich jetzt bestimmt erinnern: 1968 stand er im Tor für den 1. FC Union im Spiel gegen den FC Carl Zeiss Jena, und seine Mannschaft wurde damals Pokalsieger mit 2:1. Später war er eine der Hauptfiguren bei Rotation Berlin. Es wird übrigens bald ein Wiedersehen geben. Traditionsgemäß werden sich die beiden Endspielpartner nach 20 Jahren erneut gegenüberstehen, im Vorspiel des aktuellen FDGB-Pokalendspiels 1988.

FREIE WELT-
Solidaritätsbasar

Liebe Leser! Nun ist es bald soweit. Wie immer möchten wir mit Ihnen gemeinsam die Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz vorbereiten – diesmal für den 28. August 1987, von 8–19 Uhr. FREIE WELT erwartet ihre Käufer am gewohnten Platz vor dem Centrum-Warenhaus.

Noch sind die Vorbereitungen in vollem Gange. Viele Päckchen und Pakete sind schon eingetroffen, täglich werden es mehr und mehr Bücher. Unsere Raritätenecke faßt noch alte Ansichts- und Glückwunschkarten, ebenso sind uns Geldspenden weiterhin willkommen. Alle Spender werden namentlich veröffentlicht und unter ihnen im September 30 wertvolle Souvenirs aus Freundesland verlost.

Ihre Päckchen und Pakete senden Sie bitte an
Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin, 1026

Geldüberweisungen erbitten wir auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122

Kennwort für alle Sendungen:
FREIE WELT – Solidarität 1987

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion im Jubiläumsjahr unserer Hauptstadt ein besonderer Erfolg wird!

Unser Basar

bietet Ihnen neben dem großen Antiquariat ein vielfältiges Angebot, das in diesem Jahr seine besondere Note durch die vielen Attraktionen erhält, die unsere Moskauer Korrespondenten besorgten:

- Jolkatannen (Plaste, grün und silberfarben) in verschiedenen Größen
- Weihnachtsbaumschmuck
- Keramikblumentöpfe
- Türspione
- Aufblasbare Spielzeugtiere, Badematratzen und -figuren
- Elektronikspiele
- Viele Liebhaber werden unsere Aufkleber für Gewürze, Eingemachtes und Tiefkühlkost finden.

Für Freunde Gutenbergs: mit seiner Boston-Tiegel, Baujahr 1899, ist Buchdrukker Gerhard Laurisch zu Werke.

Weiter im Angebot:

- „Flugzeuge der UdSSR" – ein Farbposter
- „Dein Freund ist dein Spiegel" – ein Spruchbeutel
- „Gebügeltes Huhn und Teuflische Würze" – Rezepte aus sowjetischen Nationalküchen
- Bierseidel und anderes vom VEB Sachsenglas Schwepnitz
- Lose der Internationalen Solidaritätslotterie der IOJ 1987 mit vielen Sofortgewinnen und weiteren Gewinnchancen
- Souvenirs aus der Sowjetunion, gespendet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
- Bücher aus dem Doublettenbestand der Bibliothek und Tierfiguren des Kinderkeramikzirkels aus dem Zentralen Haus der DSF in Berlin
- Frische Piroggen aus der Patisserie des Interhotels „Stadt Berlin" – wie immer gegen Mittag

Unser Dank

...für Solidaritätsspenden gilt heute: U. Melz, Leipzig; Hanna Quenstedt, Rostock; Thomas und Erika Zorn, Greifswald; Birgitt Brutscheck, Heidenau; Gisela Büttner, Berlin; Wulf Rübsam, Wernigerode; E. Lehmann, Michendorf; Familie Sumpf, Berlin; Max Auerbach, Borstendorf; Gottfried Kurze, Leipzig; Hannelore Korluß, Berlin; Friedel Krause, Berlin; Susanne Kriebel, Seehausen; S. Wußmann, Gera; Dora Laenger, Eilenburg; Steffi Gehrhardt, Böhlen; Rudolf Reinhardt, Gröbzig; Charlotte Herrmann, Leipzig; Anita Ullrich, Premnitz; Familie Klinghammer, Leipzig; S. Päsler, Neustrelitz; Johanna Schröder, Bernburg; Ellen Schneider, Kemnitz; Richard Neumann, Rostock; Gisela Alert, Rostock; G. Hagen, Berlin; Birgit Westphal, Berlin; der Brigade „Fortschritt", VEB Tischdeckenwerk Kottengrün; Christa und Eberhard Schmidt, Berlin; Dr. Hans-Richard Schmidt, Nordhausen.

Auflösung „Von Wostok zu Mir" (5)

So war es richtig in Heft 15/87: Als zweite Besatzung neben Valeri Bykowski und Sigmund Jähn bereiteten sich Viktor Gorbatko und Eberhard Köllner auf die kosmische Expedition vor. Es gewannen: 100 M – Inge Masur, Rostock; 75 M – J. Hartmann, Potsdam; 50 M – Edgar Hase, Bad Sülze; Wally Reichel, Waltershausen; Wolfgang Stephan, Schönebeck/E.

Den Augapfel hüten

Vielen Dank für den interessanten Artikel „Wenn es ums Auge geht..." (FW 14/87). Ich bewundere solche Menschen wie Professor Rosa Gundorowa.

H. Wetzel, Dresden

Ihr Beitrag war aufschlußreich und nützlich, da er Beachtenswertes für Beruf und Familie vermittelt. Man sollte ihn zur Pflichtlektüre in Betrieben machen, denn wieviel Arbeitsstunden gehen uns durch leichtsinnigen Umgang, ohne Schutzbrille, verloren.

Ewald Lauer, Rostock

Unsere Tochter nahm eine Behandlung im Helmholtz-Institut wahr. Ich war schon vor 13 Jahren beeindruckt von den Möglichkeiten dort.

Monika Blume, Strausberg

En miniature

Ihr Beitrag „Die schweigende Armee" (14/87) erinnert mich an Briefmarken mit diesen Motiven. 1983 gab die VR China vier Marken (Foto, d. Red.) und einen Block heraus. San Marino wählte 1986 ebenfalls Abbildungen dieses sensationellen archäologischen Fundes für eine Ausgabe in der Reihe Popularisierung der Denkmalspflege.

M. Seehrich, Berlin

Schon eingeplant

Bedanken möchte ich mich für die wunderschöne Reise nach Moskau, an der ich als Gewinner des Literatur-Preisausschreibens 1986 teilnahm. Sie wird mir in angenehmer Erinnerung bleiben. Eines kann ich versprechen: der russischen und sowjetischen Literatur bleibe ich treu. Vielleicht noch eine Bitte. Hin und wieder erscheint in der FREIEN WELT die Vorstellung neuer sowjetischer Bücher. Davon wünschte ich mir noch mehr.

Klaus Nehring, Annaberg

Alle Kolleginnen der Abteilung Planung hatten sich am Literatur-Preisausschreiben beteiligt. Es war ein emsiges Miteinander beim Finden der Antworten. Voller Spannung erwarteten wir die Lösung, denn nicht alle Nüsse waren leicht zu knacken. Um so überraschter waren wir, als ein Büchergutschein im Werte vom 200 Mark ins Haus flatterte, für den wir herzlichst danken. Wir freuen uns schon jetzt auf das nächste.

VEB Beschläge, Luckenwalde

Im November 1987 ist es wieder soweit, zur Woche des sowjetischen Buches.

En passant

Die Folge „Links und rechts der Linden" muß man loben. Es ist doch ein äußerst preiswertes „Geschichtsbuch", das man frei Haus erhält. Gut ist auch, daß diese Reihe auf den Mittelseiten erscheint, so läßt sie sich gut sammeln.

Hans Auge, Schneeberg

Preisfrage

Heft 17/87

Wie heißt das Enzym zur Bestimmung von Harnsäure?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 19/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 26. August 1987. Auflösung von Heft 15/87: Die Lieferung eines Fein- und Mittelstahlwalzwerkes für das Elektrometallurgische Kombinat Oskol in der UdSSR. Wir gratuleiren Rüdiger Kießling, Ummendorf.

Redaktion: H. Bengtson; Fotos: D. Christel (2), P. Kalbe (2), privat (2); Repro: H. Hamann

Von der weltentlegenen Wrangelinsel am Rande des Arktischen Ozeans berichtet der sowjetische Naturfotograf Lew Wejsman über seine – oft riskanten – Abenteuer mit wehrhaften Tiermüttern:

Visite im Bärenheim

Die Höhle war nur kurz, durch die dünne Eisdecke fiel gedämpftes, bläuliches Licht. Unbekümmert kroch ich voran und erstarrte plötzlich ... Mir gegenüber ein wildes Tier von gewaltigen Körpermaßen. Deutlich zu erkennen die riesige goldfarbene Kontur, als schwarze Punkte die Augen und die Nase. Man hätte einen Schnappschuß riskieren können, doch von der Haltung der Bärin ging etwas so Abweisendes aus, daß ich den Rückzug antrat. Es mag lächerlich erscheinen – mehr als die Angst vertrieb mich das peinliche Gefühl, ungebeten in eine fremde gemütliche Häuslichkeit eingedrungen zu sein.

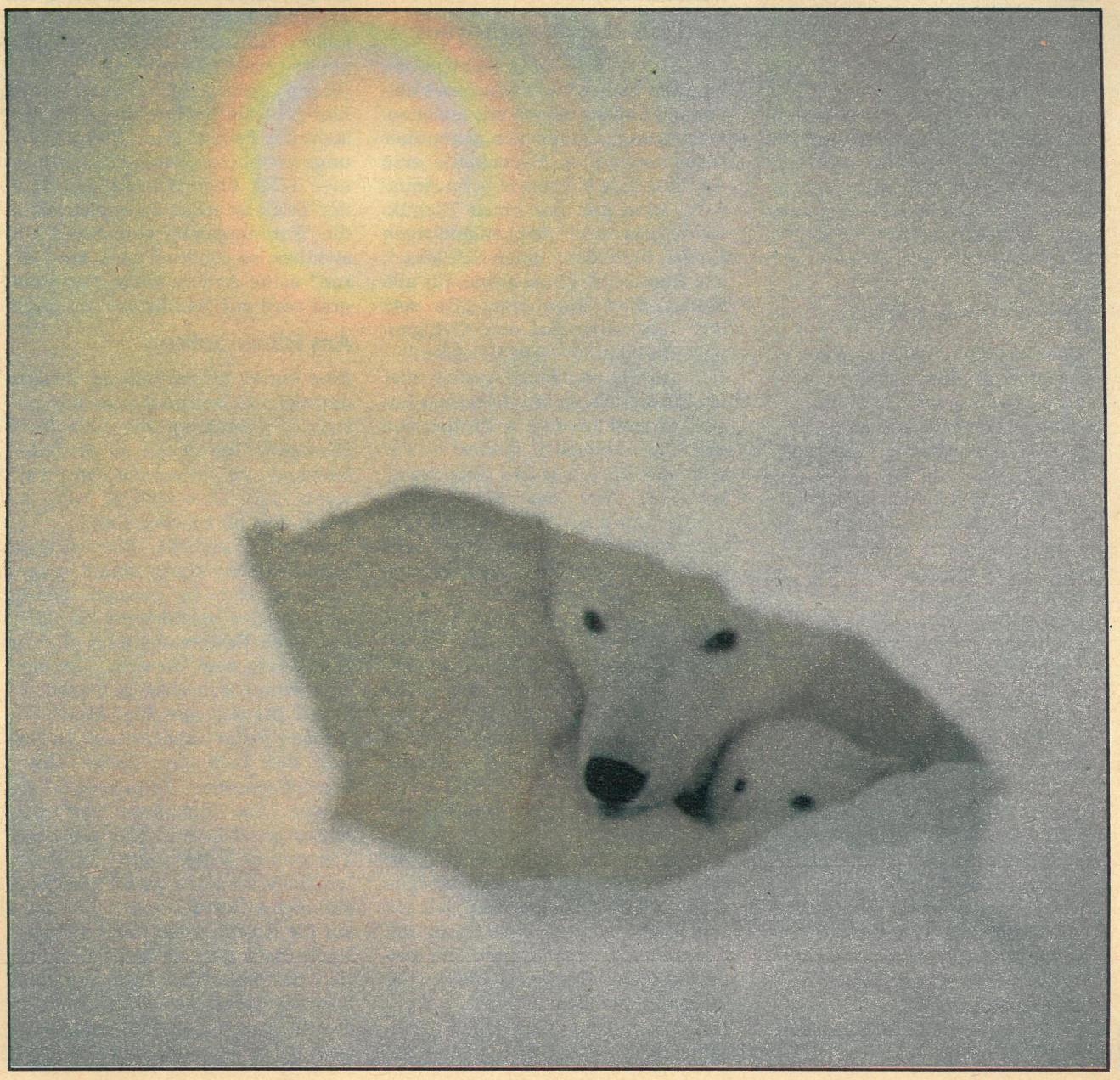


Bild links: „Oberlicht", exakt ausgearbeitet von Bärenkrallen. Unten: Mutter und Kind in der flirrenden, gleißenden Helle des Polartages. Rechts oben: Kreuz und quer durch Bären unterhöhlter Uferhang, nur mit Taststock passierbar.

Visite im Bärenheim

Sein ganzes Leben lang wandert der Eisbär auf Nahrungssuche durch die weiße Wüste der Arktis, gewaltige Strecken legt er beim Marsch über anscheinend unbegehbare Eisfelder zurück, kilometerweit von jedem Ufer entfernt trifft man ihn schwimmend im offenen Polarmeer. Tatsächlich, an Wanderleistung kann er es mit den Vögeln aufnehmen.

Robben sind die Hauptnahrung des größten und schwersten Raubtieres der Erde. Hat der Bär nach stundenlangem Lauern auf der Eisdecke am Atemloch eines Flossenfüßers glücklich Beute gemacht, verspeist er die fettreiche Fleischportion bis zum letzten Rest und hält auf der Stelle seinen Verdauungsschlaf. Nur selten folgt die nächste Mahlzeit gleich anschließend (wobei der Eisbär sich dann „genäschig" am Robbenspeck gütlich tut, alles übrige aber seinen Trabanten – Polarfuchs, Elfenbeinmöwe und Kolkrabe – überläßt); knappe Kost ist die Regel, immer wieder kommen echte Hungerperioden.

Die Liebe der Eisbären erwacht im arktischen Frühling. Unter den Bullen gibt es heftige Rivalenkämpfe, aber auch manche Bärenschöne wird – etwa durch ein eingerissenes Ohr – gezeichnet vom gar zu heftigen Temperament ihres Kavaliers. Nach der Bärzeit gehen die Paare noch eine Weile gemeinsam auf Wanderschaft, bis die Bärin am küstennahen Festland ihre Wochenstube bezieht (Würfe auf dem Eis sind wohl eine Ausnahme).

Besonders günstige Bedingungen zur Anlage solcher „Bruthöhlen" bieten festgebackene Schneewächten an den Ufern der Wrangelinsel: Nahezu 250 von Bärinnen gegrabene Familienquartiere wurden dort, im heutigen Naturschutzgebiet, festgestellt. Die Tiere treffen zum Herbst auf der Insel ein; im kältesten Winter, im Dezember/Januar, werden die Jungen geboren. Ohne eigene Nahrungsaufnahme wärmt und säugt das Muttertier den meist aus Zwillingen, zuweilen auch Drillingen bestehenden Nachwuchs. Nahrhafte, sahnige Milch läßt die anfangs hilflosen, schwach behaarten Säuglinge rasch heranwachsen; im März/April kommt die kleine Familie aus der Schneehöhle ans Tageslicht. Bald finden die Jungbären Geschmack am Fleisch von Robben und Lemmingen, machen ihre ersten Jagderfahrungen. Zusammen mit der Mutter verlassen sie wenig später die schützende Insel.

Mein Problem aber: Wie bekomme ich Eisbärenmütter vor die Kamera? Der Lektor des vertraglich vereinbarten Bildbandes hatte die schönsten Wunschmotive skizziert, ich brauchte die Bilder nur noch aufzunehmen…

Füttern streng verboten!

Die Heger im Naturschutzgebiet konnten meine fotografischen Fehlversuche nicht länger mit ansehen. Gemeinsam bauten wir gegenüber einer bewohnten Bärenhöhle eine Art Iglu, eine Hütte aus Schneequadern. Man gab mir einen Tschuktschenpelz und die zugehörigen Stiefel, fügte noch einen Schlafsack aus Rentierfell hinzu sowie, für alle Fälle, einen Karabiner. „Da setz dich hin, warte auf eine Gelegenheit. Und damit – Gott befohlen!"

Ich wartete tagelang, verließ erst nachts den wenig komfortablen Ansitz. Einmal tauchte – lautlos wie der Turm eines U-Bootes – der Kopf der Bärin aus den Schneewellen auf. Nur das Schädeldach wurde sichtbar mit den mißtrauisch angelegten Ohren. Das war's dann für den Rest der Woche. Nichts weiter regte sich.

Wut und Verzweiflung packten mich, und ich tat etwas, das streng verboten war: Ich legte einen Köder … öffnete zwei Büchsen süßer Kondensmilch und schnitt von meinem Proviant ein paar Streifen Rentierfleisch ab. Diese Köstlichkeiten wurden in die Höhle versenkt, ein Rest blieb draußen vor dem Zugang.

Wieder ein Tag vergeblichen Wartens. Als wir am nächsten Morgen zum Revier zurückkamen, sah ich schon von weitem eine Bärin mit Jungtier. Munter trabten die beiden auf das Küsteneis hinaus. Es waren meine „Foto-Stars".

Immerhin eine Gelegenheit, zusammen mit meinem Begleiter die eben verlassene Wohnung zu besichtigen. Im Innern der Höhle war es warm und gemütlich und – überraschend sauber. Durch eine dünne Stelle im Schneedach fiel angenehmes, bläuliches Licht, Decke und Wände waren gemustert von Krallenspuren, überall hing es wie goldglänzende Nadeln – vereiste Haarbüschel aus dem Fell der Bärin… Meinen Imbiß hatte sie nicht verschmäht; nur das Dosenblech war geblieben, mit der Zunge blankpoliert, vom Biß der Zahnreihen umgearbeitet zur Raspel.

Ich wünschte den Ausreißern frohe Wandertage und nahm einen neuen Anlauf. Das heißt, ich schloß mich den Biologen an, die alljährlich zur Registrierung bewohnter Bärenhöhlen das Küstengelände absuchen. Man reist – besser: reitet – verhältnismäßig bequem auf dem „Buran", jenem Benzingefährt, das sich als kettengetriebener Zwitter von Skibob und Motorrad inzwischen in der Sowjetarktis unentbehrlich gemacht hat. Das Heulen und Knattern des wie auf der Achterbahn bergauf, bergab kurvenden Schneemobils weckt bei mancher schlummernden Bärin die Neugierde, wer denn in der stillen Welt vor ihrer Haustür einen so abscheulichen Radau vollführe. Also steckt sie den Kopf aus sicherer Burg, um nach den Ruhestörern Ausschau zu halten. Ein Augenblick, der bildlich genutzt werden könnte…

Gesagt, getan. Schon beim ersten Mal geht die Rechnung auf; es entsteht das Porträt einer Eisbärin aus ungewöhnlicher Perspektive: einsamer Kopf über Schneefeld. Doch der Trick ist nicht zu wiederholen, die Wohnungsinhaberin bleibt unsichtbar, so röhrend auch der „Buran" seine Achten zieht. Der Fotograf wird auf Nahdistanz verlangt!

Am Bärenbalkon

Eine kurze, jedoch heftige Debatte mit meinem Betreuer – zu Fuß pirsche ich mich an die halboffene „Veranda" heran, die in der Höhlenwand zu erkennen ist. Und wenn nicht alles täuscht, ruht die Bärin dort an frischer Luft.

Behutsam, Schritt für Schritt, steige ich den Hang hinauf (unangenehm laut in meinen Ohren knirscht der verharschte Schnee). In einiger Entfernung folgt mir der Heger mit dem Gewehr, um notfalls einen Schreckschuß abzugeben… Bis auf vier, fünf Meter bin ich dem Erker nahegerückt, da regt sich der Leib der Bärin. Unter überhängendem Schneedach erscheint die Schnauze mit den schwarzen Nüstern. Das mächtige Tier nimmt Witterung.

Ich flehe zu allen guten Geistern, daß meine Sorte Knaster ihm nicht auf die Riechnerven fallen möge…

Nach einer ganzen Weile beruhigt sich die Eisbärin, senkt den mißtrauisch erhobenen Kopf. Und in diesem Augenblick eine heftige Bewegung unter dem Bauch der Bärenmutter: Zwischen ihren breiten Branten zeigt sich ein erstauntes weiß-rosa Babygesicht – das Bärenjunge.

Unentwegt musterte es mich aus schwarzen Knopfaugen, stellte sich auf die kurzen, stämmigen Hinterbeine, als wollte es zu näherer Besichtigung stracks auf mich losgehen. Das hätte unangenehm werden können, da sich auch die Mutter erhob. Doch sie tat das nur, um den Tatendrang des Bärchens zu bremsen; zärtlich beleckt von Mutters weicher, warmer Zunge, ließ es sich wieder auf den Pelzkissen der mütterlichen Vorderpranken nieder. – Ich ging und nahm die Lehre mit, daß man als Bärenbesucher nie behutsam genug auftreten, nie genügend rücksichtsvolle Höflichkeit an den Tag legen kann.

Manchmal allerdings – um das offen zu bekennen – leisteten wir uns auch einige Dreistigkeit… Wenn aus einer bewohnten Höhle niemand erscheinen wollte, schrien mein Gefährte und ich aus vollem Halse, um die Bärin zu einem Rendezvous zu laden. Als auch das nichts half, benutzten wir einige Schneebälle anstelle von Klingelzeichen. Meist war die Antwort ein unwilliges Brummen, das sich zum Brüllen steigerte. Die Wohnungsinhaberin erschien dann so plötzlich, daß uns der Schreck ins Gebein

Wohngemeinschaft

Sehr wichtig für die Anlage der Höhle ist die Beschaffenheit der Schneedecke, sind die Bedingungen, unter denen sich der Schnee ansammelt und taut. Besonders gern suchen die Bärinnen steile Nordhänge auf. Die mächtigsten Wächten bilden sich an Hängen mit einem Gefälle von 20 bis 25 Grad, eben dort liegen die meisten Bärenhöhlen. Die Schneehöhe hat auch Einfluß darauf, wie weit oben die Höhle angelegt wird. Am Fuß eines Hanges gibt es gewöhnlich keine Höhlen; die sich hier ansammelnden Schneemassen sind zu mächtig, und die Bärin hätte im Frühjahr große Mühe, sich wieder herauszuarbeiten. Wo Relief und Schneeverhältnisse günstig sind, liegen die Bärinnen sehr dicht beieinander, zuweilen nur dreißig bis vierzig Meter voneinander entfernt. Wir haben sogar erlebt, daß zwei Mütter buchstäblich nebeneinander wohnten.

Professor Dr. S. Uspenski

Bärenschwärze

Der Eisbär ist eigentlich ein Schwarz-Weiß-Bär. Reines Weiß, die ideale Tarnfärbung in der Arktis, wäre eine Verschwendung von Energie, weil nur dunkle Körper die energiereiche ultraviolette Strahlung optimal aufnehmen. So entwickelte die Natur für das Haarkleid des Polarbären einen originellen Doppeleffekt:

Jedes Härchen ist hohl, die Innenfläche stark aufgerauht. Das sichtbare Licht wird durch die Unebenheiten reflektiert, das Fell erscheint dem Auge weiß. Ultraviolette Strahlen jedoch passieren die Haarröhrchen nahezu ungehindert und können von der tiefschwarzen Haut des Eisbären (!) absorbiert werden – ein Effekt, wie ihn die Faseroptik bei Lichtleitern kennt. Im Polarsommer bezieht das Tier etwa ein Viertel der benötigten Wärme „aus der Luft", was die Bildung von Unterhautfett als Reserve für die Polarnacht begünstigt. Diese Fellstruktur bewirkt außerdem eine sehr effektive Isolation. Während die Körpertemperatur des Säugetiers Eisbär auf der Haut nahezu der des Menschen entspricht, ist der Außenpelz nie wärmer als die Umgebung. Eisbären heizen also ihr Milieu nicht nutzlos auf.

Nach „Science News"

fuhr. Mehr als einmal trugen mich meine Füße wie von selber aus der verfänglichen Nähe…
Später verfeinerten wir unser Vorgehen. Schlugen Stufen in den Schneehang, die nicht unmittelbar zur Höhle führten. Seitab vom Eingang verschaffte ich mir einen sicheren Standpunkt zum Fotografieren. So konnte ich das Heraustreten der Bärin schon vorher bemerken. Sie aber sah mich zunächst nicht, glaubte den Störenfried vertrieben. Danach erst geriet ich in ihr Blickfeld. Das Tier stutzte, verharrte einen Augenblick – immerhin lange genug, daß ich einen Schnappschuß anbringen konnte.

Plautz ich oder lauf ich?

Ärger mit einer Bärenmutter gab es nur einmal, und natürlich waren wir selber daran schuld. Mit dem „Buran" unterwegs, bemerkten wir auf einem Hügel Mutter und Kind. Aussichtslos der Versuch, die Tiere in dem schwierigen Gelände mit unserem Fahrzeug einzuholen. Zu Fuß kletterten wir über Schneewälle, marschierten durch langgestreckte Senken, die keine Umschau gestatteten. Jedenfalls: Zur gegenseitigen Überraschung standen sich beide Parteien plötzlich auf kurze Entfernung gegenüber. Die Bärin zögerte nicht lange…

Unter zischendem Fauchen nahm sie uns an. Ich – mit vom Wind tränenden Augen dabei, die Scharfeinstellung eines fast eingefrorenen Objektivs zu erzwingen – begriff den Ernst der Lage nicht sogleich. Mit großen Sprüngen kam die ergrimmte Bärin auf mich zu – ein eindrucksvolles Motiv, die lang vermißte „action"!

Mein Begleiter hätte jetzt böllern müssen. Aber es blieb still; aus Gewichtsgründen hatte er den Karabiner auf dem Schlitten gelassen. Alles Zerren an der Leuchtpistole half nichts; sie war hoffnungslos im Gürtel verhakt.
„Abhauen! Mensch, hau ab, du Blödmann!" so wörtlich der Ratschlag des Expeditionsgenossen, den seine gemessene Redeweise sonst kaum verließ. – Wie kann man einem wütenden Bären imponieren? Zum Beispiel durch Getöse mit scheppernden Kochgeschirren. Oder durch eine weit entfaltete Zeltbahn, die, über den Kopf gehalten, ihren Träger recht groß erscheinen läßt.

Schön ausgedacht. Uns blieb nur, was man auf keinen Fall tun soll – die Beine in die Hand nehmen! Bei leichter Steigung war es nicht mehr als ein lumpiger Kilometer bis zum Lager. Die Kunst bestand nur darin, im Rennen ein Stück der fest verschnürten Pelzbekleidung nach dem anderen auszuziehen und der Verfolgerin hinzuwerfen, was für sie einen Aufenthalt ergab, weil jeder fremde Gegenstand erst einmal beschnuppert werden mußte…

Noch zur rechten Zeit fiel uns die Rauchpatrone ein, die mein Mitsprinter im Stiefelschaft verwahrte… Knall und Qualm brachten die Eisbärin zum Rückzug.
Erst hinterher wurde uns klar, daß ein großer Unterschied besteht zwischen einer Bärenmutter, die ihre sichere Burg in Reichweite hat, und einer anderen, vor der im freien Gelände plötzlich ein „Angreifer" auftaucht. Da hätte ich meinerseits allen Ehrgeiz vergessen und sofort den Rückzug antreten müssen.

Inzwischen hat sich in meinem Archiv das Fach „Eisbären" gefüllt, manches Motiv ist seinen Weg in die Öffentlichkeit gegangen. Doch ich bin jedes neue Frühjahr mit meinen Gedanken auf der Wrangelinsel; denn die besten Bärenbilder warten noch auf mich.

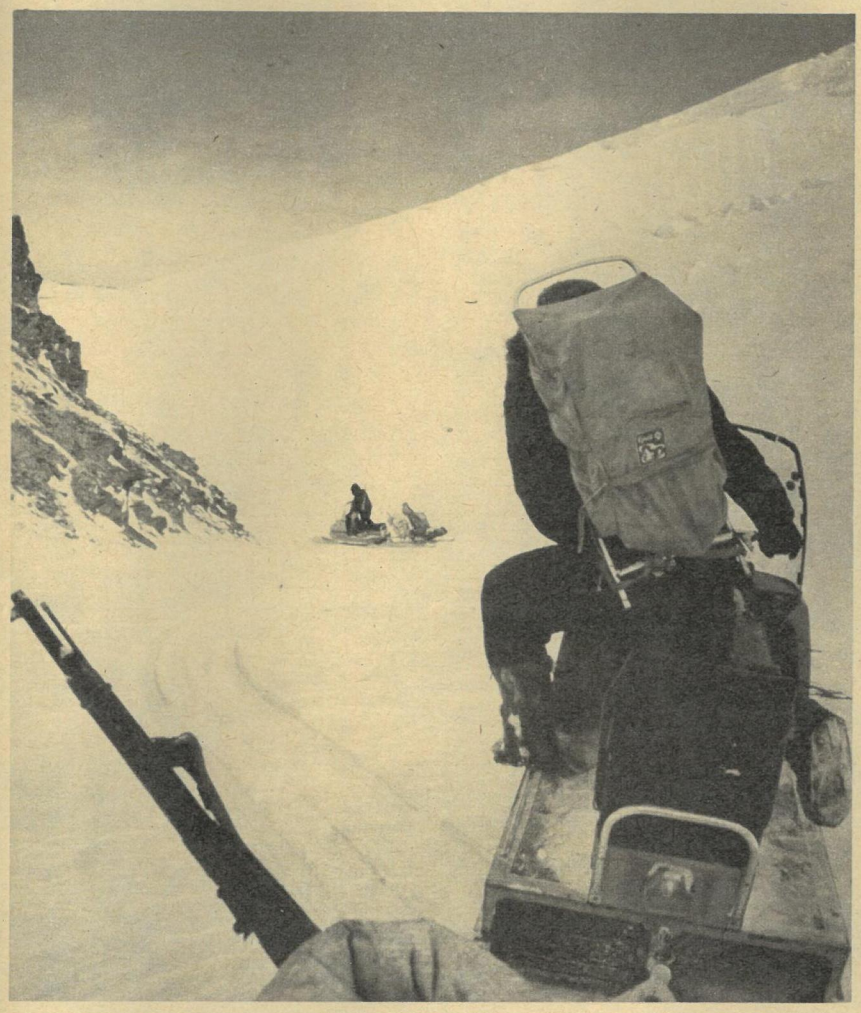


Bild links: Ausritt auf dem „Buran". Das robuste Schneemobil hat sich auch bei der Bärenzählung unentbehrlich gemacht.

Rechts: Nachholebedarf. Die Mutterbärin beendet am Aas ihr Mehrmonatsfasten.

Unten: Nicht ganz ungefährlicher Gast. Bärenbesuch bei arktischen Meteorologen.

FREIE WELT

EXKLUSIV

...und unter uns die Kosmonauten

Zweitausend Meter über der kasachischen Steppe begegnen wir einem Raumschiff. Sojus-TM-2 kreuzt nach 2741 Erdumkreisungen unseren Kurs. Im Gegenlicht der Sonne, durch die Cockpit-Scheiben des Hubschraubers Null Sieben erfassen unsere Augen und Kameras zum ersten Male den orange-weiß gestreiften Riesenfallschirm.

Im Kopfhörer ein Gewirr von Stimmen. Stimmen von Kosmonauten, von anderen Helikopterpiloten, von Fahrern der Bergungsfahrzeuge. Und eine Stimme, die uns seit gestern wieder altvertraut klingt. Die von Igor Belikow (Bild unten), die aus dem über einhundertfünfzig Kilometer entfernten Arkalyk in unsere Ohren dringt. Die Stimme eines Mannes, den FW-Bildreporter Alfred Paszkowiak vor über achtzehn Jahren als Titelbild (rechts) fotografierte.

FREIE Welt 14

Kathrin und ihr Retter

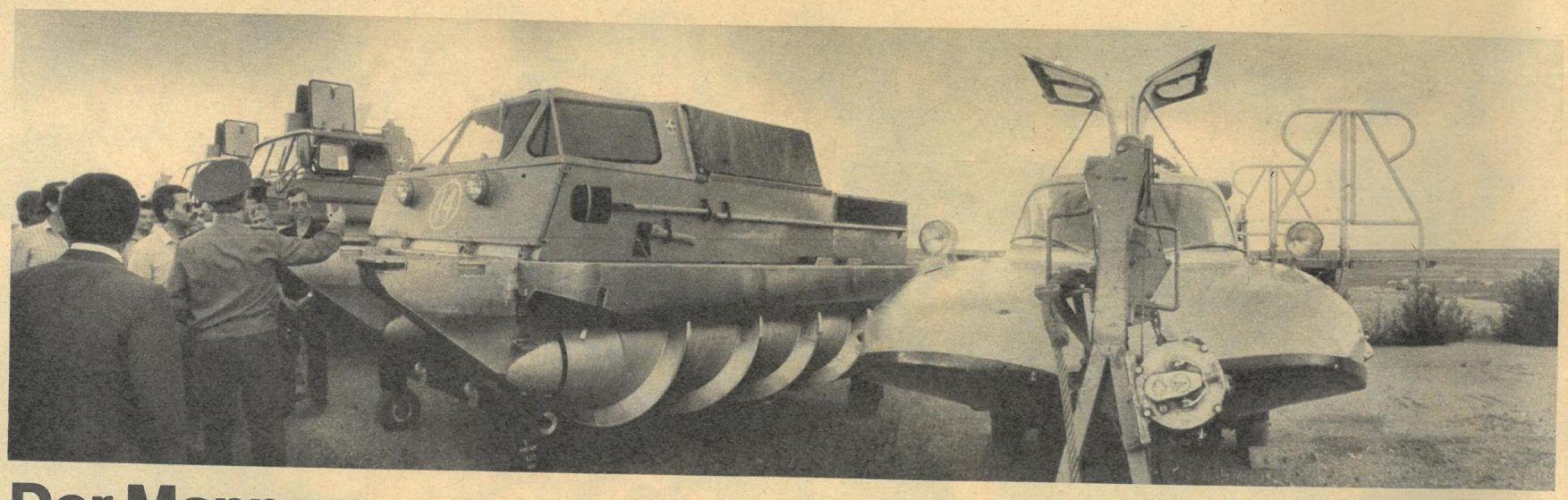
...er die mutige Tat von ...ptmann Igor Belikow berichten ...r auf den Seiten 2/3.

Der Mann, der sicher auffängt

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann (Text) und Alfred Paszkowiak (Bild)

Der Mann, der sicher auffängt

Funkstille: Sojus-TM-2 ist gelandet. Hubschrauber des Bergungskommandos warten auf ihren nächsten Start. Von den Feldern der Sowchose „Roter Leuchtturm“ sind die Bauern und Bäuerinnen zum Landeort geeilt. Spezialisten bergen aus der Rückkehrkapsel die kostbare Fracht. Filme, Behälter mit Proben von medizinisch-biologischen Experimenten und Ampullen mit Halbleiterkristallen „made in cosmos“. Drei Kosmonauten geben die ersten Interviews. Kommandant Viktorenko und Forschungskosmonaut Faris von der sowjetisch-syrischen Crew, die eine Woche an Bord des Orbitalkomplexes Mir arbeitete (im oberen Bild Mitte und rechts). Und Bordingenieur Lawejkin (im Bild links), der ein halbes Jahr in der Schwerelosigkeit lebte. Auch FREIE WELT sprach Minunten nach der Landung mit ihnen.



Bodenarsenal des kosmischen Such- und Bergungskommandos: Allrad- und Kettenfahrzeuge, mit Funkstationen und Wohnkabinen ausgestattet. Dazu Motorschlitten und andere Gleitfahrzeuge.

Der Mann, der sicher auffängt

Regen verzögert die Landung eines Raumschiffes. Das ist kein Scherz. Regen verursacht Verspätungen in einem exakt berechneten kosmischen Flugplan und veranlaßt die Regisseure im Flugleitzentrum dazu, das Raumschiff Sojus-TM-2 eine zusätzliche Runde um unseren Planeten drehen zu lassen. Für die Raumfahrer bedeutet das über zweiundvierzigtausend Kilometer mehr durch die Schwerelosigkeit. Für uns anderthalb Stunden mehr Schlaf. Für den Stab des Such- und Bergungskommandos weniger Schlaf und mehr Arbeit. Kursänderung. Revision der Koordinaten und Wetterprognosen. Neuer Uhrenvergleich für Besatzungen von Flugzeugen, Hubschraubern, Geländefahrzeugen und für eine Spezialistengruppe von Fallschirmspringern und Aquanauten. Selbst der Stadtsowjet und das Gebiets-Parteikomitee von Arkalyk müssen umdisponieren, die Empfangszeremonie verschieben, bei der sie drei neuen Ehrenbürgern rote Schärpen umhängen wollen.

30. Juli. Aufstehen um drei Uhr, statt um halb zwei dank des Regens. Frühstück und Fertigmachen zur Reise in die Steppe. Fahrt zum Aeroport von Arkalyk, jener in zwanzig Jahren gewachsenen Siebzigtausend-Einwohner-Stadt, die über zwei Dutzend Ehrenbürger hat, die aus dem „Jenseits" kamen und in einer Allee der Kosmonauten verewigt wurden.

Und noch im Orbit die Kosmonauten: Reporterglück in der Steppe

„Kurs Nordost", sagt Helikopter-Kapitän Iwan Wall und zeigt uns auf den Navigationsblättern Route und Koordinaten. Achtundsechzig Grad und dreißig Minuten östlicher Länge. Einundfünfzig Grad und vierzehn Minuten nördlicher Breite. „Da ist es. Dieser rote Kreis. Da kommen sie runter".

Für uns sind es bis dorthin anderthalbhundert Kilometer Luftlinie. Für die, um die es geht, noch ein weiter Weg aus einer anderen Welt. Eine Distanz von über sechzigtausend Kilometern. Für beide Strecken zweieinhalb Stunden.

Fünf Uhr dreißig Ortszeit. Ende der Einsatzbesprechung vor dem Start. Draußen auf der Betonpiste warten die Mil-Helikopter noch im Dämmergrau. Wir klettern in die Maschine Null Sieben. Vielleicht die Glückszahl. Reporterglück haben wir auf dieser Reise bisher wahrlich genug gehabt. Vor allem gestern.

Was ist Reporterglück? Tags zuvor fliegen wir von Moskau nach Arkalyk. Zusammen mit dem Troß der kosmischen Bodendienste, die längs der Einflugschneise von Sojus-TM-2 stationiert sind und seit zwei Wochen für alle voraussehbaren Überraschungen, die bei der Bergung der sowjetisch-syrischen Raumschiff-Crew auftreten könnten, geübt haben.

Kurz vor der Landung sagt Alfred zu mir: „Weißt du, jetzt fehlt nur noch, daß wir hier einen treffen, der uns kennt." Gesagt, geschehen. Alfred stürzt die Gangway hinab, nicht nach rechts und links blickend. Der heitere blaue Himmel verwandelt sich urplötzlich in eine finstere Wolke, die ihre Schleusen zu jenen Güssen öffnet, die Raumschiffe verspätet ankommen lassen.

Ich gehe hinterher. Unten an der Flugzeugtreppe steht ein Mann in einer grauen Fliegerkombination, der mich aufmerksam mustert. „Mensch Igor, bist du das?" rufe ich von der halben Gangway. Und er streckt die Arme aus. Er umarmt mich: „Ich habe gehört, zwei DDR-Journalisten sind an Bord, und da habe ich gedacht: vielleicht von FREIE WELT?" Er sieht genauso aus wie damals, denke ich, die Haare noch so voll und schwarz. Und dieses offene Lächeln, das so breit wird, daß es die Augen zukneift.

Alfred braucht eine Weile, ehe er es richtig begreift, daß er wirklich dem Mann gegenübersteht, den er vor über achtzehn Jahren als Titelbild für FREIE WELT fotografierte. Gleich zweimal für Seite eins hintereinander! So groß war in unserer Republik das Interesse an Igor geworden nach diesem 13. März 1969 in der Magdeburger Wilhelm-Pieck-Straße. Der Fliegerhauptmann Igor Belikow machte einen Stadtbummel und wurde auf eine Menschenmenge aufmerksam, die vor einem Haus stand. Ein kleines Mädchen war aus einem Fenster im fünften Stock geklettert und stand auf einem schmalen Mauersims. Igor erfaßte sofort die Situation und riß sich seinen Uniformmantel vom Leib, breitete ihn über seinen Armen aus und rannte durch die Menschenmenge. Er fing das abstürzende Mädchen auf, hüllte sie sorgsam in seinen Mantel, trug sie nach oben und übergab die unverletzt gebliebene Kathrin ihrer fassungslosen Mutter. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, schrieb seinen Namen auf einen Zettel und steckte ihn in den Briefkasten im Hausflur.

Der Wolkenbruch treibt uns von der Gangway in den Bus. Igor bleibt im Regen zurück. Wo wohnt ihr? Wir müssen uns unbedingt treffen.

Damit Reporterglück kein Zufall bleibt, kommen uns zwei Umstände zupasse.

Erstens. Wir wohnen Zimmer an Zimmer in einem Hotel. Dritte Etage. Er Zimmer 25. Wir Zimmer 24.

Zweitens. Igor gehört jetzt zum kosmischen Such- und Bergungskommando. Er erlebt wie wir zum ersten Mal hautnah eine Rückkehr aus dem All. Vorerst als Flugleiter-Double, um Kenntnisse zu sammeln.

Als Flugleiter der kosmischen Flugzeug- und Helikopterflottille muß er alle Funksprüche sicher auffangen, die Maschinen in der Luft dirigieren, damit sie die Landestelle von Raumschiffen unverzüglich erreichen. Wenn man es im übertragenen Sinne meint: Er muß die Kosmonauten sicher auffangen. Dieses Zweitens hat für uns seine Vorteile. Unser Helikopter-Kapitän Iwan Wall wird seine Mi-8 für Alfred ausgesprochen reporterfreundlich pilotieren.

Und zudem erfahren wir, warum der Regen schuld ist an der Raumschiff-Verspätung. Würde Sojus-TM-2 planmäßig landen, dann käme es in einem Gebiet an, dessen Lehmboden in den letzten Tagen sumpfig geworden ist. Wolkenbrüche haben die Flußbetten und Seen gefüllt und weite Flächen morastig gemacht. Immerhin, auf der Karte Kasachstans gibt es über neunundvierzigtausend blaumarkierte Eintragungen. Flüsse, Bäche, Seen und Teiche. Man will nichts riskieren, obwohl die Sojus-Kabinen auch für Wasserlandungen geeignet und die Mannschaften für diese Sonderfälle trainiert und ausgerüstet sind.

Die Ballistiker im Flugleitzentrum verordneten Sojus-TM-2 deshalb eine Zusatzrunde um den Globus, damit das Raumschiff über einem anderen Abstiegskorridor in einen günstigeren Landestreifen navigieren kann.

Und über uns die Kosmonauten: Bremsmanöver vor Brasiliens Küste

Kurz nach halb sechs hebt die Null Sieben ab. Der Bordmechaniker erklärt, wenn es soweit ist, werden die Scheiben der Bullaugen hochgeklappt, damit es einwandfreie Bilder gibt.

Die Zeiger des Chronometers auf dem Instrumentenbrett bewegen sich auf viertel Acht kasachischer Zeit zu. Jetzt beginnt für die drei Kosmonauten die letzte Runde. Jetzt entscheidet sich, ob die Koordinaten der Landung stimmen. Sojus-TM-2 befindet sich über dem Südatlantik vor Brasiliens Küste. Für 208 Sekunden müssen die Triebwerke zünden, die Kosmonauten dabei starr in ihren Sesseln verharren, damit Sojus-TM-2 keinen falschen Drall bekommt. Abbremsen der Geschwindigkeit von 7,9 km pro Sekunde auf 115,2 Meter pro Sekunde. Bruchteile von Sekunden entscheiden. Ein falscher Schubimpuls würde alle Kalkulationen über den Haufen werfen. Ein winziger Fehler von nur fünf Meter pro Sekunde würde eine Kursabweichung von mehreren hundert Kilometern hervorrufen. Um das

Brot und Salz für den Sojus-Kommandanten: Alexander Viktorenko wird als Ehrenbürger in Arkalyk begrüßt.

Landegebiet trotzdem zu treffen, müßte eine steilere Abstiegsbahn gewählt werden, die anstelle dreifacher Überbelastung die Kosmonauten Kräften aussetzt, die auf das Elffache ihres Körpergewichts ansteigen.
Die Triebwerke zünden exakt um sieben Uhr dreizehn Minuten und einundfünfzig Sekunden. Nach genau drei Minuten achtundzwanzig Sekunden versiegt der Gegenschub. Sojus-TM-2 verläßt planmäßig den Orbit und wirft über dem Atlantik die Wohnsektion am Bug der Rückkehrkabine ab, danach wird die Triebwerk-Sektion abgesprengt.

Und neben uns die Kosmonauten: Der Fallschirm vor dem Cockpit

Vier Minuten vor dreiviertel Acht kasachischer Zeit taucht die kegelförmige Kabine über dem Schwarzen Meer in die dichten Atmosphärenschichten ein. Sojus-TM-2 verwandelt sich infolge der auf mehrere tausend Grad Celsius anwachsenden Reibungshitze in einen Feuerball, der für sechs Minuten den Funkverkehr unterbindet.
Um dreiviertel Acht – 1130 km vom Landepunkt entfernt und immer noch 60 km hoch über der Erde – orten die Bodenstationen die Rückkehrkabine.
Im Äther geht es jetzt heiß her. Der Bordmechaniker reicht uns eine Fliegerhaube, die wir umstülpen. So können zwei zugleich mit einem Ohr in die Kopfhörer horchen.
Iwan Wall läßt den Hubschrauber in der Luft hängen. Warteposition. Um sieben Uhr neunundvierzig muß – in fünfzig Kilometer Nähe und nur noch achttausend Meter über uns – der erste Zugfallschirm ausgestoßen werden.
„Alfred, kommen", ruft der Bordmechaniker und winkt ihn ins Cockpit. Direkt vor uns kreuzt Sojus-TM-2 den Kurs, schwebt am Cockpit vorüber. Es ist kurz vor acht. Ein Schnappschuß, wie er selten glückt (siehe Farbseite 50).
Wie ein Hornissenschwarm kurbeln unter uns zwanzig Helikopter. Geordnet im Kreisflug unter- oder übereinander. Eine Wendeltreppe aus Drehflüglern, auf jedem Absatz ein Mil-Hubschrauber. Im Spiralen-Karussell geht es abwärts, Sojus-TM-2 immer als Mittelachse, um die sich alles dreht. So können wir aus dem Ausguck des geöffneten Bullauges das Schauspiel des Landemanövers wie von einem Logenplatz am Himmel miterleben.

Und unter uns die Kosmonauten: Bilderbuch-Landung um vier nach acht

Die Kabine mit den drei Rückkehrern aus der Schwerelosigkeit segelt schräg nach unten, über Felder, tief über eine neuerbaute Siedlung zu einer ebenen Steppenfläche, die der Regen grün gefärbt hat. Staub wirbelt auf. Sojus-TM-2 ist glücklich zurückgekehrt. Es ist acht Uhr vier. Und in der ganzen überschaubaren Steppe wirbelt Staub auf, den die Fahrzeuge als Fahne hinter sich herziehen. Die Bergungstrupps sind zur Stelle. Nach vier Minuten landet der erste Hubschrauber. Von oben sehen wir, wie der Fallschirm gekappt wird. Ein rotes Zelt bläst sich auf, die Feldklinik der Ärzte.
Wir müssen noch einige Wendeltreppenabsätze hinunter. Das Schauspiel aber geht weiter. Keiner weiß, woher plötzlich so viele Menschen kommen. Aus allen Himmelsrichtungen strömen sie herbei. Zu Fuß, mit Traktor, Fahrrad und mit Pferd. Einige mit Lastkraftwagen. Einer mit dem roten Feuerwehrauto eines Dorf-Löschzuges.
Und dann macht Iwan Wall etwas, was wir uns insgeheim wünschten: „Alfred, ich dreh' für dich noch eine Ehrenrunde um den Landeplatz." So entsteht ein Foto-Panorama.

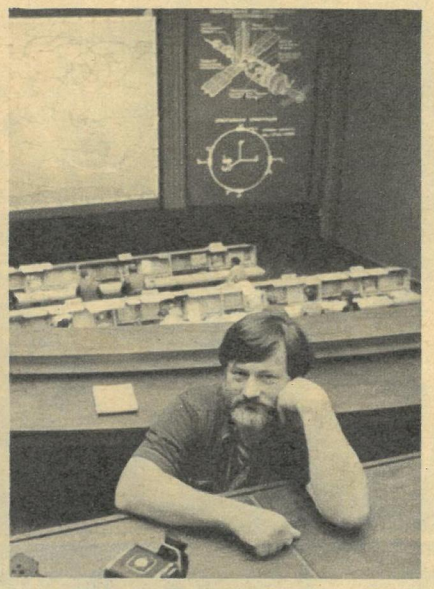
Und vor uns die Kosmonauten: Pressekonferenz neben der Landekapsel

Endlich stehen wir an dem vom Feuer schwarz gezeichneten Sojus-Raumschiff, das zur Seite gekippt ist. Das ist also der Geruch von kosmischem Feuer, von verbranntem Kunststoff, der als sicherer Hitzeschild die kegelförmige Rückkehrkabine ummantelte. Keine angenehme Duftwolke in der Steppe, in der besseres Aroma verbreitende Gräser blühen, die jeder hier am Landeort als Souvenir zupft. Aber einmal muß man eine Brise von den verkohlten Überresten des Schutzmantels genommen haben. „Die Landebuchhalter" sind rechtzeitig vor Ort mit ihren Kontroll-Listen. Jedes Stück Inventar des Raumschiffes wird registriert und mit den Papieren verglichen. Zollabfertigung zwischen jen- und diesseits. Jede Filmrolle, jeder Brief, jedes Bordbuch, jedes Experimentiermaterial, selbst der Notproviant erhält seinen Paß. Alles wird sorgfältig in Kisten und Container verpackt. Millionen Werte. Forschungsergebnisse, auf die Wissenschaftler schon ungeduldig warten. Manches wandert gleich in Kühlboxen. So die fünfundzwanzig Vierzig-Milliliter-Ampullen und die achtundvierzig Zwei-Milliliter-Ampullen mit kostbaren Reinststoffen für Medikamente. Sie werden als Eilfracht par avion nach Moskau gebracht. Andere nach Damaskus, denn neben der Halbjahres-Ausbeute der Mir-Stammbesatzung befand sich auch das Forschungsmaterial des sowjetisch-syrischen Gemeinschaftsfluges in der Rückkehrkabine.
Pressekonferenz in der Steppe. Ich frage Viktorenko und Faris: „Wie hat sich das DDR-Mehrkanalspektrometer MKS-M bewährt?" Viktorenko antwortet: „Eine ausgezeichnete Apparatur, wir haben viel mit ihr gearbeitet. Sag euren Spezialisten ein Dankeschön von mir." Und Faris erwidert auf diese Frage: „Für unser Erderkundungsexperiment Euphrat war MKS-M unentbehrlich." Dann tragen die Ärzte Alexander Lawejkin aus dem Zelt zum Sessel. Er, der ein halbes Jahr im Orbit verbrachte, kann noch nicht auf den eigenen Beinen stehen. Er lächelt und sagt: „Eigentlich wollte ich nicht zurück. Ich habe mich in Mir wohl gefühlt. Ich habe nichts davon gemerkt, von den Herz-Rhythmus-Störungen, die von den Ärzten beobachtet wurden. Nun habe ich den anderen meine Gitarre zurückgelassen, damit sie an mich denken." Zu FREIE WELT wendet er sich um: „Schickt uns bloß aus der DDR eine neue Multispektralkamera zu Mir. Mit MKS-M war es eine Freude. Vor allem arbeitet das Gerät gut im automatischen Regime, was uns viel Zeit sparte." Professor Gontscharow, der Landearzt, nimmt während der Interviews nicht die Hand von Lawejkins Puls.
Igor Belikow bleibt im Hintergrund. So wie es seine Art ist. Die Gruppe im Kommando-Turm des Flughafens, zu der er gehört, kann zufrieden sein. Sieben Flugzeuge, zweiundzwanzig Hubschrauber und fünf geländegängige Bergungsfahrzeuge sind rechtzeitig an der Einflug-Schneise und am Landepunkt von Sojus-TM-2 gewesen. Mit der Raumschiff-Verspätung von anderthalb Stunden treffen wir wieder auf dem Flughafen in Arkalyk ein. Drei Helikopter folgen mit Abstand unserem Hubschrauberverband. Traditionsgemäß fliegt jeder Kosmonaut in einem eigenen Hubschrauber zum Empfang mit Brot und Salz und Schärpe.

★

Wir danken der Informationsverwaltung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR und der Hauptverwaltung „Glawkosmos" für ihre Unterstützung.

Der Flug ist zu Ende und geht weiter: FREIE WELT-Mitarbeiter Alfred Paszkowiak (links) und Karl-Heinz Eyermann kehren aus Kasachstan nach Moskau zurück. Im Flugleitzentrum „Sarja" verfolgen sie die Vorbereitung für das Frachtraumschiff Progress-31, das fünf Tage nach der Landung von Sojus-TM-2 auf die Reise zu Mir geht.



Im nächsten Heft:

Erdnuß mit Stäbchen

Die China-Reisenden Uwe Kant und Detlev Steinberg machen Fortschritte beim Studium der Sitten und Gebräuche und sind bereit, an Bord zu gehen. Fortsetzung der großen Farbberichtsserie.

Foto: D. Steinberg

Neue FREIE WELT-Serie

In der Geschichte der Bergbesteigungen ragt der Mount Everest, der höchste Berg der Erde, besonders heraus. Eine der aufregendsten Aufstiege erlebte eine sowjetische Expedition, die als erste über den schwer zugänglichen Südwestpfeiler den Gipfel erreichte.

Entdeckungen im Moor

Von „exotischen" Tieren und Pflanzen unter karelischer Mitternachtssonne. – Im Foto: ein winziges Kücken des Moorschneehuhns.

Foto: Dr. M. Freude

Treffpunkt Berlin

Unter den Linden in den zwanziger Jahren (Foto). 15 000 sahen die 1. Russische Kunstausstellung 1922 in der Galerie van Diemen.

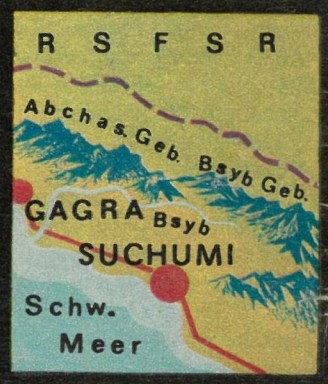
Foto: Archiv

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Unsere Frage

Der Diptam bevorzugt ausgesprochen warm-trockene Standorte. – Was meinen Sie:
Ist er auch in der DDR anzutreffen?
a) ja –
b) hier bereits ausgestorben –
c) niemals heimisch gewesen.
Ihre Antwort bitte auf einer Postkarte mit der Marke „Botanik 1" bis zum 26. August an die Redaktion FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Unter den Einsendern der richtigen Antwort verlosen wir je einen Gewinn zu 100 Mark und zu 75 Mark sowie drei Gewinne zu je 50 Mark. Die Auflösung mit den Namen der Gewinner finden Sie in unserer Ausgabe 19/87.



Unten: Westlicher Kaukasus, in den Tälern der Bsyb-Kette (im Vordergrund ein Feld von Kratzdisteln, *Cirsium obvallatum*)

Diptam

(Dictamnus albus)

Über die Herkunft dieser uralten Drogenpflanze berichtet die Sage: Lange vor unserer Zeit lebte auf der Insel Kreta ein berühmter Arzt namens Diptam. Seine Nachbarn waren sich darin einig, daß er ein Wundermittel besitzen müsse, das alle Krankheiten vertrieb. Diptam beteuerte, daß er keine solche Arznei kenne. Nach seinem Tode aber wuchs aus seinem Grab eine bis dahin unbekannte Pflanze von würzigem Duft und starker Heilwirkung…
Der Diptam besiedelt ein riesiges Areal von West- und Südeuropa über die asiatischen Waldsteppen und Gebirge bis hin nach Japan, wächst ausschließlich an trockenwarmen Standorten, häufig im Bergland (Ost- und Südhänge), mitunter in über 2000 m Höhe. Die abgebildete Pflanze *(var. caucasicus)* unterscheidet sich von den reinweiß blühenden europäischen Exemplaren vor allem durch größere, rosafarbene Blüten. Aus stark verästeltem Wurzelstock treibt der Diptam 60 bis 120 mm hohe Stengel.
Die Blätter ähneln denen der Esche; gegen das Licht betrachtet, erscheinen sie wegen der vielen in ihnen enthaltenen Ölkügelchen wie punktiert. Drüsen bedecken auch die anderen Teile der Pflanze, darin speichert sie ein nach Zitronen duftendes ätherisches Öl. An heißen Tagen verdunstend läßt es sich sogar entzünden – ein beliebter Scherz von Botanikdozenten, die damit ihre Schüler verblüffen. Von alters her wird der Diptam als „brennender Busch" bezeichnet.
Spätestens seit dem Mittelalter kennt man die Heilwirkung des Diptam auch in europäischen Ländern. Die Homöopathie empfiehlt Auszüge aus frischen Pflanzenteilen vor allem bei Frauenleiden, Aufgüsse der Blätter waren ein beliebtes Schönheitsmittel, selbst als Tee wurde er verordnet.

Auflösung „Von Wostok zu Mir" (5) auf Seite 44/45

Fotos: Dr. K. Manske, Text: Dr. M. Freude